

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der tschechoslowakischen Republik.

4. Jahrgang.

Samstag, 16. Febr. 1924.

Nr. 40.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährig 96.—
jährlich 192.—

Rückstellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einreichung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montag täglich früh.

Los gegen den Achtstundentag!

Das es sich bei der erstarkenden Reaktion nicht bloß um eine politische Gefahr, nicht bloß um eine Bedrohung der demokratischen Errungenschaften handelt, sondern daß die in Bewegung gekommene Reaktion auch auf die Verschlechterung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft, auf die Vernichtung der sozialpolitischen Gesezte, den Abbau der Löhne, die Abschaffung aller Mitbestimmungsrechte der Arbeiter und die Beseitigung des Achtstundentages abzielt, das können jetzt die Arbeiter aller Länder am eigenen Leibe erfahren. Besonders ist es der Achtstundentag, auf den es die internationale Reaktion abgesehen hat, denn sie weiß, daß die lange Arbeitszeit stets einer der stärksten Pfeiler ihrer Macht war. Ein halbes Jahrhundert lang war der Achtstundentag heiß umstrittenes Kampfsobjekt und stand im Vordergrund aller Arbeitermanifestationen. Die endliche Durchsetzung dieser kulturell und sozial bedeutsamsten Forderungen haben die Industrieherrn und Landfeudalen in allen Ländern nur mit zähneknirschender Mühe ertragen. Kaum daß sich die politische und soziale Reaktion fester im Sattel sitzend fühlte, so erscholl schon von einem bis zum andern Weltteil der Ruf der Unternehmerklasse, daß der Achtstundentag die Produktion unmöglich mache und eine erfolgreiche Konkurrenz auf dem Weltmarkt verhindere. Da in allen Ländern die Unternehmer die gleiche Behauptung erheben, so liegt der Schwindel klar auf der Hand. Wenn überall die gleiche Arbeitszeit gilt, so kann doch der Achtstundentag nirgends die Produktionsbedingungen in besonderer Weise verschlechtern. Die Herolde des Gedankens der Abschaffung des Achtstundentages sind die großen Industriemagnaten und ihre Organisationen. Ihnen folgen die kleineren Unternehmer und die reichen Bauern, die alle eine Verlängerung der Arbeitszeit wünschen, weil sie meinen, veraltete Produktionsmethoden, rückständig eingerichtete Kleinbetriebe könnten im Konkurrenzkampf gegen das Großkapital besser bestehen, wenn ihnen die Möglichkeit größerer Ausbeutung der Kräfte der Arbeiter gegeben wäre. Darum sind alle in der Forderung nach Verlängerung der Arbeitszeit einig, in dem Streben, dadurch die Arbeiterorganisationen zu schwächen und den sozialen Fortschritt aufzuhalten. Es klingt wie Wahnsinn, in einer Zeit der größten Wirtschaftskrise, der Arbeitslosigkeit und der Warenhäufung auch noch eine Verlängerung der Arbeitszeit durchsetzen zu wollen, aber in dem Wahnsinn liegt Methode. Die Unternehmerklasse weiß: wenn erst eine regere Konjunktur eingeleitet haben wird, werden die gewerkschaftlichen Organisationen wieder stark genug geworden sein, um alle Angriffe gegen die sozialpolitischen Errungenschaften abzuwehren, darum haben sie gerade diese Zeit der Not, der Währungsnot und der Wirtschaftskrise, in der sie die Arbeiterschaft wehrlos wähnen, ausgewählt, um gegen den Achtstundentag anzukommen. Wie sie sofort bei Beginn der Krise die Schwäche der Arbeiterschaft für den Lohnabbau ausbeuteten, so suchen sie jetzt als zweite Etappe in der wirtschaftlichen Niederwerfung der Arbeiterklasse die Abschaffung des Achtstundentages zu erreichen.

So ist denn die Unternehmerklasse in allen Ländern zu einer Generaloffensive gegen den Achtstundentag übergegangen. In Oesterreich war es die mächtige Alpine Montangesellschaft, welche mit einem Streich die Abschaffung des Achtstundentages zu erzielen suchte. Obwohl auch dort der Achtstundentag gesetzlich festgelegt ist, hat die Generaldirektion der Alpen Montangesellschaft, über Gesetz und Recht sich hinwegsetzend, die Arbeiter eines Betriebes gezwungen sich nur dann wieder in Arbeit anzunehmen sich bereit erklärt, wenn sie sich verpflichten, länger zu arbeiten. Deshalb hat sie auch 500 Erzbergarbeiter aufs Pflaster geworfen und erklärt, daß erst, wenn die Arbeiter

Ein großzügiger Finanzplan des Berliner Sachverständigenkomitees.

Berlin, 15. Febr. Ueber das Ergebnis der Berliner Sachverständigenberatungen erfahren die Blätter, daß das von den Sachverständigen ausgearbeitete Projekt einen großzügigen Finanzplan darstellt, der eine organische Verbindung zwischen der Währungsreform und den Reparationen darstellen sollte. Als Vorbedingung für das Sanierungswerk werde von sämtlichen Sachverständigen, einschließlich der französischen und der belgischen, die Wiederherstellung der politischen und der wirtschaftlichen Einheit des Reiches angesehen. Das Reich müsse wieder volle Verwaltungsverantwortung auch in bezug auf Steuern und Zölle, und zwar im besetzten wie im unbesetzten Gebiet erhalten. Ebenso herrsche unter den Sachverständigen Übereinstimmung darüber, daß dem Deutschen Reich ein Moratorium gewährt werden müsse. Bis zur Wiederherstellung der deutschen Zahlungsfähigkeit müsse Deutschland eine im Auslande aufzubringende Anleihe gewährt werden, die garantiert

werden soll durch die Reichsbahnen, die Zölle, die Steuern und den Grund und Boden, der nach dem Rentenbanksystem pfandfähig gemacht werden könnte. Auch für die Anleihe sei die Herstellung der Verkehrseinheit des Reiches, also Abschaffung der Regie im unbesetzten Gebiet unbedingte Voraussetzung. Von dem Anleihebetrag würde Frankreich einen großen Teil sofort erhalten und könnte auf diese Weise über die gegenwärtige schwierige Finanzlage hinwegkommen. Nach der Ausbalanzierung des deutschen Etats soll zum Zwecke der deutschen Reparationsleistung eine Kriegsschuldenerhebung erhoben werden, die nicht geringer sein dürfte als die steuerlichen Lasten, die die alliierten Mächte zur Abdeckung der Kriegsschulden aufbringen, und deren Betrag der Reparationsabteilung der zu schaffenden deutschen Goldnotenbank zugeführt werden solle. Die Bank werde dann die eingehenden Beträge an die Reparationsgläubiger weiterleiten.

Dodarbeiterstreik in England.

London, 15. Febr. (A. R.) Heute abends wurde der letzte Versuch unternommen, dem Streik der Dodarbeiter vorzubeugen, die eine Lohnerhöhung von 2 Schilling täglich verlangen. Die Verhandlungen zwischen den Arbeitern und den Arbeitgebern unter Mitwirkung des Arbeitsministers sind gescheitert und die Arbeiterführer in London haben nach allen Seiten die Weisung

gen telegraphiert, daß der Streik morgen mittags beginnen soll, falls bis dahin keine anderen Nachrichten einlangen. Bisher besteht aber eine gewisse Hoffnung, daß heute Abend ein Kompromiß erzielt werden könnte.

London, 15. Febr. (Reuter.) Die Verhandlungen im Lohnkonflikt der in den Docks beschäftigten Arbeiterschaft wurden unterbrochen. Der Streik ist jetzt sicher.

sich zu zehnstündiger Arbeitszeit verpflichten, sie wieder in Arbeit zurückgenommen werden können. Ähnliches geschah in anderen Betrieben. Die Unternehmen wollen nicht nur, daß die alte Arbeitszeit wiederkehre, sondern daß auch alle Lohnverträge, die auf den Achtstundentag zugeschnitten sind, verschwinden, womit auch der ganze Komplex der sozialen Gesetzgebung ins Wanken gebracht werden würde. Der Anschlag der Unternehmer richtet sich mit dem Bestreben nach Vernichtung des Achtstundentages zugleich auf die Beseitigung der Arbeiterurteile und auf den Abbau der Löhne. Im heißen Kampfe um die Erhaltung des Achtstundentages steht auch die Arbeiterschaft in Rheinland-Westfalen. Dort kommandiert der deutschvölkische Herr Stinnes, der viele tausende Arbeiter zum Hungern und Frieren verurteilt, weil sie seinem Befehl, den Achtstundentag preiszugeben, nicht willig folgen wollen. Auch in der Schweiz führt die Arbeiterschaft seit Monaten einen leidenschaftlichen Kampf um die Erhaltung des Achtstundentages und gegen die von den Schweizer Industriellen geforderte 54-Stunden-Woche. Ueber Antrag der Schweizer Industriellen wird am Sonntag durch eine allgemeine Volksabstimmung über die sogenannte 72 Stundenwoche, welche den Raub der 48-Stunden-Woche bezweckt, entschieden werden. Dort sollen 300.000 Fabriksarbeiter und Arbeiterinnen sechs Stunden wöchentlich länger arbeiten, ohne daß ihnen entsprechend mehr Lohn gezahlt wird, weil die Unternehmer habgierig eine Verstärkung der Ausbeutung erstreben. Auch in anderen Ländern, so in Belgien, in Holland, in Luxemburg werden von den industriellen Organisationen gegen den Achtstundentag Minen gelegt.

Auch in der Tschechoslowakei ist die Unternehmerrschaft seit langem gierig, dem Achtstundentag ein Ende zu setzen. Wenn sie dies vorerst auch noch nicht unmittelbar tun kann, so sucht sie ihr Ziel doch wenigstens auf indirektem Wege zu erreichen. In vielen Betrieben verlangen die Unternehmer unter Ausnützung der wirtschaftlichen Not, daß die Arbeiter Ueberstunden ohne irgend eine Entschädigung leisten, was praktisch eine Abschaffung des Achtstundentages bedeutet. Die Meldungen häufen sich, denen zufolge immer zahlreichere Betriebe diesen insamen Versuch zur Durchbrechung des Achtstundentages unternehmen.

Auch der von den nordböhmischen Metall- und Textilindustriellen vom Jaune gebrochene Kampf geht im Grunde um die Frage der Verlängerung der Arbeitszeit. Sie haben tauende von Textilarbeitern ausgeperrt, weil diese sich weigern, die Puststunde als 49. Arbeitsstunde in der Woche zu leisten. Im nordwestböhmischen Gebiet versuchen es die Metallindustriellen durch Abschaffung der Kollektivverträge. Die Arbeiter sollen wehrlos und schutzlos ihrer Ausbeutung ausgeliefert werden.

Der Kampf um den Achtstundentag, um die sozialpolitischen Errungenschaften ist auf der ganzen Linie entbrannt. Gewiß geht es den Unternehmern vorerst darum, neuen Profit auf Kosten der Entwertung und stärkeren Ausnützung der Arbeitskräfte zu erzielen, aber mit der Aufzwingung einer Verlängerung der Arbeitszeit verfolgen sie noch einen anderen Zweck. Wenn erst die Arbeiter wieder in den dumpfen Werkstätten, an den Feueresseln, an den laufenden Maschinen und in den finsternen Bergwerksschächten länger arbeiten müssen, wird ihnen die Lust zum Widerstande gegen Knechtung und Ausbeutung schon genommen werden! Arbeitszeitverlängerung bedeutet höher gespannte Körperleistung, bedeutet Mehrverbrauch an Muskeln, Nerven und Gehirnstoff. Sind die Arbeiter erst bis über die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit in die kapitalistische Tretmühle eingepannt, dann wird ihnen die Erinnerung an Menschenwürde, an Selbstbewußtsein bald vergehen. Bis zur Erschöpfung ausgepowerte Arbeiter sind nicht nur willigere wehrlose Werkzeuge ihrer Herren, sie sind auch ein gefügigeres Stimmvieh für die bürgerlich-kapitalistischen Parteien. Während und nach dem Kriege haben die Unternehmer schmunzelnd Millionenprofite eingestreift, aus dem Blut und Jammer der Massen haben sie sich bereichert; jetzt belasten sie sich ihr Gewissen nicht im geringsten damit, daß sie die wirtschaftliche Not zu neuen Beutezügen ausnützen. Wenn es nicht gelänge, den Anschlag der Industriearbeiter auf den Achtstundentag abzuwehren, würde ihr Appetit wachsen, ihre Lust zu neuen Raubzügen steigen. Den gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter in allen Ländern ist eine große Aufgabe erwachsen. Es gilt, den Achtstundentag vor seinen Feinden um jeden Preis zu schützen. Mögen die Angriffe gegen ihn direkt, oder wie bei uns, heimtückisch und indirekt erfolgen, sie müssen die gleiche energische Abwehr erfahren!

Vor neuem Aufstieg.

Wir veröffentlichen nachstehend die Ausführungen unseres ständigen Berliner Mitarbeiters. Die Leser werden erkennen, daß seine Auffassung der kommenden Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Arbeiterbewegung optimistisch ist.

Der bewegten, stürmischen Zeit des Ruhrkampfes, des Sturzes des Cuno-Kabinetts, der Bildung der großen Koalition, des bayerischen Vorstoßes gegen das Reich, des Hitler-Ludendorffschen Novemberputsches, der Reichswehrrevolution gegen Sachsen und Thüringen ist in Deutschland seit Mitte Dezember, seit der Vertagung des Reichstages im politischen Leben eine Zeit außerordentlich ruhiger Entwicklung gefolgt. Das Kabinett der Mitte unter dem verbindlichen, Ausgleich suchenden Zentrumsführer Dr. Marx erstarrt auf Grund des Ermächtigungsgesetzes. Es versucht das nach dem Sturze Cunos unter Hilferding begonnene Sanierungswerk der deutschen Währung und den Ausgleich der Reichsfinanzen fortzuführen, es kann nach außen hin trotz der starken Verschiebung der innerpolitischen Machtverhältnisse nach rechts keine andere Politik betreiben als die von der Sozialdemokratie immer geforderte, von den reaktionären nationalistischen Kreisen immer gleich heftig bekämpfte Erfüllungspolitik.

In dem Ausscheiden der Sozialdemokratie aus der Reichsregierung kam die Schwächung der deutschen Arbeiterbewegung, die unter der Auswirkung der Inflationsperiode von allen Schichten der Bevölkerung am meisten zu leiden hatte, deutlich zum Ausdruck. Die Organisationen der Arbeiterschaft, gewerkschaftliche wie politische, wurden in ihrem Bestande gefährdet. Die Arbeiterpresse ging zurück, eine Gewerkschaftszeitung nach der anderen mußte ihr Erscheinen einstellen. Eine Wirtschaftskrise von noch nicht dagewesenem Ausmaß mit Millionen Arbeitsloser und Sturzarbeiter nicht nur in dem besetzten Ruhrgebiet, sondern auch im übrigen unbesetzten Deutschland schwächte die Widerstandskraft der Organisationen wie der Massen. Ganz unabhängig von den besonderen lokalen Bedingungen der kürzlich stattgefundenen Wahlen in Sachsen, Thüringen und Lübeck, die im Durchschnitt einen etwa zwischen 15 und 25 Prozent schwankenden Stimmrückgang der Sozialdemokratie brachten, kann man sagen, daß die Schwächung der wirtschaftlichen Widerstandskraft der Arbeitermassen für diesen Rückschlag mehr verantwortlich zu machen ist als der gewiß nicht erwünschte Meinungsstreit in den Reihen der deutschen Sozialdemokratie über die richtige Taktik, über die Berechtigung, die Erfolge und Mißerfolge der Koalitionspolitik usw. Die Ergebnisse dieser Wahlen spiegeln ziemlich getreu den augenblicklichen realen Machtverlust der deutschen Arbeiterbewegung im inneren wirtschaftlichen und politischen Kampfe wieder. Die Differenzen in den Reihen der Sozialdemokratie werden zweifellos gelöst werden. Die Entwicklung und die Notwendigkeit des täglichen Kampfes zwingen gebieterisch zu ihrer Begleichung, wichtiger aber als ihre Lösung ist für die Arbeiterbewegung die Ueberwindung der wirtschaftlichen Stagnation.

Die Inflation war eine der wichtigsten Waffen in der Hand des deutschen Großkapitals, das sich seinen internationalen Verpflichtungen auf Grund des verlorenen Krieges entziehen wollte und das innerpolitisch seine Position auf Kosten der Mittelschichten und der Arbeiterschaft zu stärken suchte. Diese Waffe werden die Großindustriellen zweifellos nicht mehr anwenden können. Die Inflationsperiode ist in Deutschland vorbei, weil nach der Katastrophe des vergangenen Jahres keine Regierung es mehr wagen könnte, zu solchen Finanzmethoden zurückzukehren. Es ist richtig, noch tragen die Arbeitermassen die Kosten der Aufhebung der Inflation. Aber auch diese Periode beginnt bereits rückläufig zu werden und sich ihrem Ende zuzuneigen. Schon auf steuerlichem Gebiete zeigt sich das jetzt nach der Aufhebung der Inflation, wo Schichten der Bevölkerung von der Gesetzgebung erfasst werden, die bisher entweder überhaupt nicht oder nur in sehr geringem Maße an der Aufbringung der Steuern beteiligt waren. Das gilt nicht nur für die Landwirtschaft, die überhaupt zum ersten Male seit Jahrzehnten jetzt steuerliche Leistungen aufzubringen hat, das gilt auch für andere industrielle und gewerbliche Unternehmerkategorien. Wirtschaftlich und sozialpolitisch sind die Arbeiter zweifellos bedeutend zurückgeworfen. Aber dieses Zurückwerfen geschah nicht deshalb, weil sie nach langen Kämpfen vom Unternehmertum unterworfen wur-

den, sondern weil sie zu wirtschaftlichen Auseinandersetzungen überhaupt kaum fähig waren. Es fehlte die Grundlage geschlossener und leistungsfähiger Organisationen. Stein Zweifel daran kann möglich sein, daß diese Grundlage gerade jetzt sicher und selbstbewußt wiederhergestellt wird. Die Parteien, die aus allen Ecken und Enden Deutschlands über den münderbrochenen und starken neuen Abonnentenzuwachs der sozialdemokratischen Presse gemeldet wurden, sind symptomatisch. Nicht anders steht es mit den gewerkschaftlichen Organisationen, mit den zahllosen Zeitungen der Gewerkschaften, die eine nach der anderen wieder zu erscheinen beginnen. Daß man die sozialen Teile der deutschen Provinzpreise, so zungt fast jeder Bericht aus Mitgliederveranstaltungen, Unterbezirks- und Bezirksversammlungen von neuem Erwachen, von neuem Zusammenschluß der Arbeiterbewegung, die nach einem vorübergehenden Zurückweichen sich anschießt, die ihr in der deutschen Politik und im deutschen Wirtschaftsleben zukommende Stellung wieder einzunehmen.

Diese Neuerstarkung ist um so notwendiger, als das Bürgerturn sich offensichtlich nicht als fähig erweist, aus eigener Kraft die Probleme zu lösen, die innen- und außenpolitisch der deutschen Regierung gestellt sind. Das sogenannte zweite Ermächtigungsgesetz, das der Reichstag kurz vor Weihnachten beschloß, gab der Reichsregierung diese Vollmachten, weil er die Neuwahlen hinauschieben wollte und weil außerdem in der Tat die finanzielle Lage und außenpolitische Rücksichten energischeres und zielbewußtes Handeln von jeder Reichsregierung verlangten. Zwei Monate sind ins Land gegangen und noch hat die Regierung trotz ihrer Vollmachten die wichtigsten steuerlichen Fragen nicht lösen können. Die Nichtverabschiedung der sogenannten dritten Steuernotverordnung, die auf Grund des Ermächtigungsgesetzes den Finanzansatz gleich zwischen dem Reich und den Ländern regeln und eine endgültige Sicherstellung des Reichshaushaltes bringen sollte, erfolgte beziehungsweise nicht etwa nur deswegen, weil die Sozialdemokratie auf einer gefühligen Regelung dieser Frage bestand. Viel wichtiger und viel gefährlicher ist für die finanzielle Gesundung der Widerstand der bürgerlichen Kreise gegen jede steuerliche Belastung, die immer wieder jede Reichsregierung in Widerspruch und im Gegensatz zu den bürgerlichen Parteien, mindestens aber zur Volkspartei bringen muß. Der Wiederzusammentritt des Reichstages wird erneut den Reichstag und die Parteien vor die Notwendigkeit stellen, aus außenpolitischen Gründen zur Durchführung der früher so fanatisch bekämpften Erfüllungspolitik Steuerlasten auf sich zu nehmen. Gewiß wird der Versuch gemacht werden, diese neuen Lasten in erster Linie oder ausschließlich auf die breiten Massen zu legen. Aber dieser Versuch wird nicht leicht sein, ein solcher Versuch würde den Neuaufstieg der Arbeiterkraft und damit der Sozialdemokratie verstärken. Schon der Erhebung der bisher sehr niedrigen Mieten in voller Friedenshöhe zugunsten des Reiches (oder der Länder) hat den bürgerlichen Parteien gezeigt, daß die Durchführung ihrer Diktaturpläne auf die Dauer nicht so einfach ist, wie sich das manche Kreise in Deutschland gedacht haben. Deswegen kann es auch aus rein politischen Gründen keinem Zweifel unterliegen, daß das innerpolitische Pendel, das eine zeitlang stark nach rechts ausgeschlagen war, ebenso sicher wieder nach links zurückgeschlagen wird. Die kommende Reichstagstagung wird im Zeichen der Kämpfe stehen, die diese politische Neuentwicklung begleiten werden. Steuerfragen, Beseitigung des Ausnahmezustandes, Ludendorff-Hilfer-Projekt in Bayern mit neuen Bewältigungsmöglichkeiten, außenpolitische Not-

wendigkeit, durch entgegenkommendes Verhalten der Entente gegenüber die günstige Stunde einer möglichen Vereinigung des Reparationsproblems nicht zu verpassen, — das sind Aufgaben, die keine deutsche Regierung ohne oder gegen den Willen der Sozialdemokratie lösen kann. Der Versuch, diese von den Deutschnationalen und Deutschvölkischen empfohlene Taktik des Aufmarsches gegen die Arbeiterkraft fortzusetzen, ist für den Einseitigen heute bereits gescheitert. Für die Defensivität wird sich das Scheitern dieses Versuches in den politischen Auseinandersetzungen der nächsten Wochen eindeutig zeigen.

Inland.

Die Wucherer sollen milde behandelt werden!

In einer Sitzung des Rechts- und Verfassungsausschusses des Abgeordnetenhauses wurde die Aenderung des Wuchergesetzes beraten. Die Generaldebatte über diesen Gegenstand wurde bereits in einer vorhergegangenen Sitzung des Ausschusses abgeführt; während derselben hat Genosse Hadenberg den prinzipiellen Standpunkt der Partei vertreten, welcher dahingehet, daß wir gegen jede Milderung der Bestimmungen des Wuchergesetzes, gegen die Aufhebung der Volkswuchergesetze und gegen die Aufhebung des Gesetzes über die Zwangsarbeitskolonien sind. In der letzten Sitzung wurde gleich in die Spezialdebatte eingegangen und Genosse Hadenberg wiederholte bei Beratung des Paragraphen eins den bereits in der Generaldebatte eingenommenen Standpunkt. Die tschechischen Sozialdemokraten, welche sich während der Generaldebatte auch gegen die Beseitigung der Volkswuchergesetze und Aufhebung des Gesetzes über die Zwangsarbeit ausgesprochen hatten, haben wahrscheinlich unter dem Einflusse der anderen Koalitionsparteien ihren Standpunkt geändert. Abg. Ulrich brachte eine Reihe von Abänderungsanträgen zum Entwurf ein, welche zweifellos im Einvernehmen mit den anderen Koalitionsparteien durch das Justizministerium ausgearbeitet wurden. In einem dieser Anträge wird die Bestimmung der Vorlage dahin geändert, daß lediglich das Gesetz über die Wuchergesetze außer Kraft gesetzt wird und beim Gesetz über die Zwangsarbeit einige unwesentliche Aenderungen vorgenommen werden. Der Artikel zwei der Vorlage, welcher den durch die Vorlage herbeigeführten Milderungen rückwirkende Kraft verleihen soll, wurde über Antrag des Berichterstatters Dr. Cerny gestrichen.

Genosse Hadenberg, welcher wiederholt in die Debatte eingriff, protestierte insbesondere dagegen, daß so weitgehende Aenderungen prinzipieller Natur, welche zweifellos von einem außerhalb des Ausschusses gewählten Subkomitee im Einvernehmen mit der Regierung vereinbart und durchgearbeitet wurden, in den Ausschuss gebracht werden, ohne daß den Mitgliedern die Möglichkeit der Prüfung durch schriftliche Vorlage dieser Abänderungsanträge gegeben wird. Er verwies darauf, daß gerade aus den Ausführungen des Abgeordneten Ulrich und auch anderer Redner zu ersehen ist, daß es sich nicht um die Herbeiführung des größeren Schutzes der Konsumenten handelt, sondern, daß nichts anderes bezweckt wird, als eine mildere Behandlung der Hebertreter des Wuchergesetzes. Am besten ersehe man das aus der beantragten Resolution des Abgeordneten Mäzel, die eine allgemeine Amnestie für die durch das frühere Gesetz Verurteilten verlangt.

Die Vorlage wurde mit den von Ulrich beantragten Aenderungen angenommen. Die Resolution Mäzel wurde vom Antragsteller zurückgezogen.

Anders wird es den tschechischen Arbeitern erzählt, anders dem Auslande. In den Kreisblättern der tschechischen sozialdemokratischen Partei im Jungbunzlauer Gau veröffentlicht Abgeordneter Stivín einen Artikel, in dem er unter anderem schreibt, daß die Art, wie die tschechoslowakischen Sozialisten die Spiritusaffäre bereinigt haben, nicht ohne Einfluß auf das gegenseitige Verhältnis der tschechischen Sozialdemokraten und der tschechischen Sozialisten bleiben kann. „Nach den Erfahrungen aus der Spiritusaffäre“, heißt es darin wörtlich, „werden wir uns unser künftiges Verhältnis zu dieser Partei gut überlegen müssen. Es hat sich gezeigt, — nicht nur in der Spiritusaffäre, auch bei anderen Gelegenheiten, wo in ihre Säuslichkeit Einblick genommen werden konnte — daß es eine Partei von sehr verwunderlichen Vorstellungen darüber ist, was insbesondere in Finanzsachen stilsch und zulässig ist.“ Der Chefredakteur des Zentralsorgans der tschechischen Sozialdemokraten setzt also den Arbeitern auseinander, daß es notwendig ist, einen Trennungsstrich zwischen den Sozialdemokraten und den Nationalsozialisten zu ziehen. — Dagegen erzählen die tschechischen Sozialdemokraten dem Auslande über die tschechischen Nationalsozialisten etwas ganz anderes. Im tschechoslowakischen sozialistischen Bulletin, das die tschechische Sozialdemokratie in französischer Sprache ausgibt, auf das wir noch zurückkommen werden — ist in der Ausgabe vom November 1923 ein Bericht über die Gemeindevahlen in der Tschechoslowakei enthalten, wo die Nationalsozialisten als eine Partei ähnlich den russischen Sozialrevolutionären hingestellt werden — die russischen Sozialrevolutionäre werden sich, nebenbei gesagt für den Vergleich mit den Kiofakenten schon bedanken — und als eine Partei bezeichnet werden, welche, ohne der Internationale angeschlossen zu sein, eine Arbeiterpolitik macht“ und wird daraus, daß bei den Gemeindevahlen, „auch die nationalsozialistische Partei ihre Bedeutung zu behaupten verstand“, der Schluß gezogen, daß das tschechoslowakische Proletariat die Offensive der Bourgeoisie zurückgeschlagen habe, „was die Stellung seiner Vertreter in der Regierung gewaltig verstärken wird.“ Daß der letztere Satz den Tatsachen ganz und gar nicht entspricht, darüber wollen wir mit den tschechischen Sozialdemokraten nicht streiten. Es sei nur festgestellt, daß die tschechischen Sozialdemokraten zu ihren Arbeitern über die Nationalsozialisten ganz anders reden als in ihrer Auslandspropaganda.

Nationaldemokratisch-kommunistische Lüge. Der nationaldemokratische Moravsko-Slezsky Denik“ veröffentlichte einen Artikel, in dem ein Unbekannter, der sich hinter dem Pseudonym H. Tesinsky verbirgt, den Redakteur des freistädter polnisch-sozialdemokratischen Blattes „Robotnik Klasik“ Arnold Kwieciński beschuldigte, in Beziehungen zum polnischen Militärkommando in Krakau zu stehen und Spiegel der polnischen Regierung zu sein. Die Nachricht des „Moravsko-Slezsky Denik“ hatte nicht allzu viel Beachtung gefunden, bis sie das Prager kommunistische „Rude Pravo“ ans Tageslicht zog und mit einem heftigen Angriff gegen die Sozialdemokratie verband. Dies veranlaßte uns, über den Sachverhalt Erkundigungen einzuziehen. Genosse Kwieciński teilt uns mit, daß er sich gleich nach dem Erscheinen dieses Artikels in der nationaldemokratischen Zeitung bei der Staatsanwaltschaft meldete und die Polizeibehörden um Einleitung des Untersuchungsverfahrens bat. Die Behörden fanden nun die Beschuldigungen für so grundlos, daß sie nicht einmal die Untersuchung gegen Kwieciński einleiteten. Der ganze Vorfall bietet nur einen neuerlichen Beweis dafür, wie gerne die Kommunisten bürgerliche Lügen über die Sozialdemokraten verbreiten helfen.

Rückzug der Kerikalen Justiz. Unter diesem Titel schreibt „Cesko Slovo“: Gestern wurde amtlich mitgeteilt, daß die vorläufige Voruntersuchung gegen die Teilnehmer am Sturze der Mariensäule von der Staatsanwaltschaft eingestellt wurde. Das Justizministerium hat da offensichtlich vor der energischen Abwehr der fortschrittlichen Parteien den Rückzug angetreten, aber dieser Rückzug darf uns keineswegs irre machen. Beschuldigungen, die gegen das Justizministerium erhoben wurden, gibt es mehr, und zwar so ernstesten Charakters, daß es im Interesse der Unparteilichkeit unserer Justizverwaltung zu einer Untersuchung kommen muß. Die Tatsache, daß es überhaupt zu einer vorläufigen Voruntersuchung in Sachen des Sturzes der Mariensäule kommen konnte, ist genug schmachvoll, als daß man über sie zur Tagesordnung übergehen könnte. Die fortschrittlichen Parteien wurden durch die unvorsichtige Eroberungssucht der Kerikalen Partei offen auf die politischen und nationalen Gefahren aufmerksam gemacht, die bei Antöschens der Kerikalen Partei drohen. Durch die Einstellung der Untersuchung ist für uns die ganze Angelegenheit noch nicht liquidiert, es ist notwendig, weiter zu gehen und sich hauptsächlich zum Bewußtsein zu bringen, daß die Justiz nicht ein so untergeordnetes Glied des öffentlichen Lebens ist, daß sie dauernd einem Kerikalen Minister anvertraut werden könnte.

Dr. Franta — Vizepräsident des Senats. „Lidové Listy“ schreiben: In der Senatsitzung hat der Klub der nationaldemokratischen Senatoren einen Antrag auf Wahl eines fünften Vizepräsidenten des Senats überreicht, auf welche Stelle Senator Dr. Franta kandidieren soll. Ueber den Antrag wird erst in der Frühjahrssession verhandelt werden, denn in der Herbstsession, die zwischen dem 20. und 24. Februar geschlossen wird, tritt der Senat zu keiner Plenarsitzung mehr zusammen. Der Antrag wird dann dem Initiativ- und verfassungsrechtlichen Ausschuss zugewiesen werden. Es besteht kein Zweifel, daß der Antrag angenommen werden wird. Mehr Sorgen verursacht die Frage, wo man das Bureau des fünften Vizepräsidenten unterbringen wird, da Raumangel im Senate herrscht.

Macdonald: Das Faule in Europa muß ausgerottet werden.

Paris, 15. Febr. Der Sonderberichterstatter des „Matin“ in London hatte eine Unterredung mit Macdonald. Der englische Premier erklärte ihm: „Ich habe mich nie für die Einberufung einer internationalen Wiederaufbaukonferenz verpflichtet. Die Aufrufe, die diesbezüglich ergehen, sind gut, aber zu unbestimmt. Diese Konferenz sollte meiner Ansicht nach nicht der Anfang, sondern das Ende eines Kapittels sein.“ Macdonald erklärte sich als Anhänger eines in allen Stücken losen Meinungs austausches zwischen Frankreich und England. Bezüglich seiner Diplomatie erklärte er, daß er Plänen angriffe und Kriegskisten, welche größtenteils nur einen erbärmlichen persönlichen Erfolg sichern sollen, verabscheue. Er ziehe den geraden Weg vor. Sein einziger Wunsch bestehe darin, dem Uebel in Europa dadurch abzuhelfen, daß einige wichtige Probleme in Uebereinstimmung mit Frankreich geregelt werden. Macdonald meint, man müsse die guten Elemente, die es in Deutschland noch gibt, zu stärken suchen. Vor allem müsse man zusammenarbeiten, und zwar sowohl auf moralischem, als auch auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete, und alles, was in Europa faul ist, ausgerottet werden.

Der Auf der Wildnis.

Von Jack London. 11
Spiz, der in überlegener Weise immer alles läßt erwoag, verließ die Notte, und nahm den kürzeren Weg über eine schmale Landzunge, um die die Bucht einen großen Bogen machte. Bud wußte nichts davon, und als er um die Bucht herumgelaufen war, in der der bleiche Geist des Bases immer vor ihm herflieg, sah er einen anderen, größeren weißen Geist von der überhängenden Klippe herab und geradewegs dem Hafen in den Weg springen. Es war Spiz. Der Hase konnte nicht zurück, und als sein Rückgrat mitten in der Luft von den weißen Föhnen des Spiz zerbrochen wurde, schrie er so laut wie ein geschlagener Mensch. Bei diesem Schrei, dem Schrei des Lebens, das vom Gipfel des Tafels hinabgestoßen ward in die Arme des Todes, erhob das ganze Rudel, das Bud auf den Felsen folgte, ein teuflisches Freudengeheul.
Bud stieß keinen Laut aus, sondern stürzte sofort auf Spiz los, so ungestüm, daß er dessen Kehle verfehlte. Sie wälzten sich beide in dem staubigen Schnee. Spiz kam wieder auf die Beine fast so schnell, als ob er nicht umgefallen wäre, hieb Bud in die Schulter und sprang zurück. Dabei schlugen seine Zähne zweimal wie die Klammern einer eisernen Falle zusammen. Er ging zurück, um fester Fuß zu fassen, während er heftig knurrte und seine Lippen sich verzerrten.
Bud verstand sofort. Seine Zeit war gekommen. Es ging ums Leben. Als sie einander knurrend und mit zurückgelegten Ohren umkreisten, jeder scharf auf seinen Vorteil bedacht, mußte die Sache Bud wie etwas vertrautes an. Er schien sich alles ins Gedächtnis zurückzurufen — die weißen Wälder, die Erde, das Mondlicht,

das Beben der Schlacht. Ueber der Bläße und Stille lag geisterhafte Ruhe. Nicht das leiseste Flüstern der Luft, kein Blatt, nichts regte sich; nur der sichtbare Atem der Hunde stieg langsam und zögernd empor. Mit dem Schneehasen hatten sie kurzen Prozeß gemacht, diese Hunde, die nichts waren, als schlecht gezähmte Wölfe. Jetzt standen sie erwartungsvoll im Kreise herum. Sie schwiegen, ihre Augen glühten. Für Bud war diese Szene aus alten Zeiten nichts Neues und Fremdes. Ihm wars, als ob das alles schon gewesen wäre — der gewöhnliche Gang der Dinge.
Spiz war ein erfahrener Jechter. Von Spizbergen durch die Polarzone und durch Kanada hatte er sich gegen alle möglichen Hunde behauptet und die Meisterschaft über sie errungen. Er war wosend wild, aber niemals blind wild. In der Gier zu töten verzag er nie, daß sein Gegner die gleiche Neigung hatte. Er fuhr nie los, bevor er sich für den Empfang eines Gegenstoßes vorbereitet hatte, und griff wie an, ohne zuvor den Angriff zu sichern.
Vergeblich suchte Bud seine Zähne in den Hals des großen weißen Hundes zu schlagen. Wo immer seine Fauer in das weichere Fleisch stießen, bekam er die Vergeltung durch Spiz. Die Dauer floßen aufeinander, die zerrissenen Lippen bluteten, aber Bud konnte den vorsichtigen Gegner nicht ablenken. Da wurde er warm und verwidelte Spiz in einen Wirbel von Angriffen. Dann und wann versuchte er, die schaumweiße Kehle zu packen, da, wo das Leben nahe an der Oberfläche sprudelt, aber jedesmal biß ihn Spiz und entkam. Sodann machte Bud einen Scheinangriff auf die Kehle seines Gegners, um dann plötzlich den Kopf zurückzunehmen, von der Seite her seine Schulter gegen die von Spiz zu stoßen, um auf diese Weise zu versuchen, ihn ungewarnt. Aber erst dessen wurde Buds Schulter jedesmal aufgerissen, und Spiz sprang schnell zur Seite.

Spiz war unberührt, während Bud von Blut triefte und heftig schnaufte. Der Kampf wurde verzweifelt. Die ganze Zeit über wariete der schweigende wölfische Kreis der Hunde darauf, daß einer von den beiden hinabging, um ihn dann gänzlich zu erledigen. Als Bud nachließ, begann Spiz anzugreifen und machte Bud wanken. Einmal fiel dieser hin, und der ganze Kreis von sechzig Hunden stürzte auf ihn los. Aber Bud erhob sich wieder, und der Kreis ging zurück und wariete schweigend weiter.
Bud besaß eine Eigenschaft, die seine Macht begünstigte — die Einbildungskraft. Er kämpfte instinktiv, aber er konnte ebenso gut mit Verstand kämpfen. Er griff an und tat, als ob er den alten Schulkentriid verachte, aber im letzten Augenblick ließ er sich nieder auf den Schnee. Dann packten seine Zähne das linke Vorderbein seines Gegners, und man hörte das Knachen eines brechenden Knochens. Spiz kämpfte auf drei Beinen weiter. Dermal versucht Bud ihn umzuwerfen, dann wiederholte er den Trick und zerbroch das rechte Vorderbein seines Gegners. Dem Schmerz und der Hilflosigkeit trokend, machte Spiz die wahnsinnigsten Anstrengungen, um aufrecht zu bleiben. Er sah den schweigenden Kreis, die glühenden Augen, die heraushängenden Zungen und den silberfarbigen Atem, er sah, wie der Kreis sich immer enger um ihn schloß, so wie er es früher schon gesehen hatte, wenn einer der Kämpfenden besiegt war. Diesmal war er der Besiegte.
Es gab keine Hoffnung mehr. Bud war unerbittlich. Erbarmen war etwas für mildere Gegenstände. Er arbeitete auf den Schluß hin. Der Kreis hatte sich so eng zusammengeschlossen, daß er den Rauch der Hunde an seiner Seite fühlen konnte. Er konnte sie hinter Spiz und zu beiden Seiten sehen, halbgedacht zum Sprung, die Augen auf ihn gerichtet. Es schien eine Ruhepause einzutreten. Alles war bewegungslos wie in Stein

verwandelt. Nur Spiz keuchte und hefte, als er hin- und herwankte, und so fürchtbar drohend knurrte, als ob er den nahen Tod abschütteln wollte. Bud sprang vor und zurück, aber als er vorgespungen war, hatten sich die Schultern zum letztenmal begegnet. Der schwarze Kreis wurde zu einem Punkt auf dem vom Wind beschlenenen Schnee, als Spiz aus dem Gefichtskreis verschwand. Bud stand da und sah zu, er, der erfolgreiche Kämpfer, das herrschende Urtier, das seine Arbeit des Tötens getan hatte und sie gut fand.
IV.
An die Meisterschaft gewöhnt.
„So, was ich sage? Ja, sage die Wahrheit, wenn ich behaupte, daß Bud ein doppelter Teufel ist.“
So sagte Francois am anderen Morgen, als er entdeckte, daß Spiz fehlte und Bud mit Wunden bedekt war. Er zog den Hund ans Feuer und untersuchte ihn.
„Der Spiz kämpft wie ein Teufel,“ sagte Perrault, als er Buds offene Wunden sah.
„Und der Bud kämpft wie zwei Teufel,“ war die Antwort des Hundetreibers. „Und jetzt haben wir gute Zeit. Kein Spiz mehr, kein Sant mehr, das ist sicher.“
Während Perrault die Ausstattung des Sagers auf den Schlitten lud, spannte Francois die Hunde ein. Bud ging vorn an den Platz, den Spiz sonst als Letztund eingenommen hatte. Aber Francois beachtete ihn nicht, und brachte Sol-lets an die begehrte Stelle. Nach seiner Ansicht war Sol-lets der beste Beihund, der übrig war. Bud sprang wütend gegen Sol-lets, jagte ihn fort und trat an seinen Platz.
(Fortsetzung folgt.)

Der polnische Sozialist Liebermann über die Javorina.

Warschau, 15. Febr. In der heutigen Sitzung des Außenaußschusses des Sejm wurde die Debatte über das Exposé des Außenministers Jamochki fortgesetzt. Der sozialistische Abg. Liebermann hat in bezug auf die Gestaltung der polnisch-tschechoslowakischen Verhältnisse den Standpunkt vertreten, der im Krassen Gegensatz zu den Ausführungen der übrigen sozialistischen Abgeordneten steht. Abg. Liebermann plädierte nämlich für eine Verständigung Polens mit der Tschechoslowakei. Zwischen Polen und der Tschechoslowakei muß ein modus vivendi geschaffen werden. Der Redner erklärte sich mit der Anschauung des Außenministers Jamochki einverstanden, daß die Javorinfrage von allem Anfang an falsch gestellt wurde, insbesondere hat die Presse gefehlt, da sie wegen der Javorina unnötigen Alarm schlug. Diese Angelegenheit wird definitiv erledigt werden. Man könne nicht ewig in einem Streite wegen der Javorina leben. Je mehr sich die polnisch-tschechoslowakischen Beziehungen verwirren, umso mehr treten in der Tschechoslowakei die russophilen Tendenzen zum Vorschein. Die Schaffung eines modus vivendi wird auf die russophilen Tendenzen in der Tschechoslowakei einen entscheidenden Einfluß ausüben. Wir müssen, sagte der Redner, wachen, aber mit Dr. Beneš verhandeln. Was die übrigen politischen Fragen anbelangt, erklärte Liebermann, müsse Polen die Pazifizierung Europas, die allgemeine Entwaffnung sowie die Erweiterung der Autorität des Völkerbundes durch den Eintritt Deutschlands und Rußlands anstreben.

Französische Kammer.

Paris, 15. Febr. Die Nachmittagsitzung der Kammer wurde um 4 Uhr eröffnet. 16 Abgeordnete, darunter fünf der Rechten, protestierten gegen das Ergebnis der gestrigen Abstimmung bezüglich der Abtrennung des Art. 3, denn obwohl sie ihre Stimmen für die Regierung abgegeben haben, würden sie im Protokoll als ablehnend bezeichnet. Es handelt sich hier um ein eigentliches noch nicht aufgearbeitetes Mandat, welches bei einer Ausdehnung auf eine noch größere Zahl von Abgeordneten eine Ministerkrise hätte heraufbeschwören können. Der Vorsitzende erklärte, daß er eine gründliche Untersuchung dieser Angelegenheit veranlassen werde.

Hierauf wird ein sozialistisch-radikaler Antrag auf Einführung einer progressiven Vermögenssteuer mit 333 gegen 202 Stimmen abgelehnt. Die Regierung hatte die Vertrauensfrage gestellt. Im weiteren Verlaufe der Sitzung trat Abgeordneter Lafeyre für den Antrag auf Einführung einer Lotterioanleihe bis zu zehn Milliarden Frank ein und sprach die Hoffnung auf eine starke Beteiligung des Auslandes aus. Er begründete diesen Antrag mit der Notwendigkeit, der Staatskassa möglichst rasch neue Mittel zuführen zu lassen. In seinen weiteren Ausführungen befaßte sich der Redner mit dem gegenwärtigen Stande der Rüstungen in der Welt und sprach seine Befürchtungen angesichts der großen italienischen Ausgaben für die Armee und der englischen und amerikanischen Marinerrüstungen aus. Auch die Ereignisse in Birma, welches sich nur elf Kilometer von der französischen Grenze befindet, bezeichnet der Redner als beunruhigend. Abg. Leon Daudet unterbricht ihn mit dem Hinweis darauf, daß noch viel erster der Umstand sei, daß das Wolffsche Telegraphenbureau konstatiert, daß die französischen Behörden ein musterhaftes Benehmen an den Tag gelegt haben.

Ministerpräsident Poincaré greift in die Debatte ein und bemerkt, daß die Franzosen naturgemäß die Neutralität gewahrt haben. Die Ereignisse haben uns recht gegeben, fährt Poincaré fort.

Hermann Stehr.

Geboren am 16. Febr. 1864.

Wenn Hermann Stehr in diesen Tagen 60 Jahre alt werden wird, steht er mit seinem dichterischen Werk, das die Jonen Dostojewski streift, vor einem Volke, das ihn nicht kennt, obwohl er in der Sprache dieses Volkes dichtete und schrieb. Denn es ging lieber zu anderen, zu Rudolf Herzog, zu Strak, zu Gunglhofer, Otto Ernst, Lavote und Preßler; von den unzähligen Eintagsfliegen gar nicht zu reden, und das ist bei dem Sturzstand eines Volkes nicht verwunderlich, dessen literarisch-künstlerische Erziehung bei weitem grauenhaft ungebildeten Lehrern begann, das dann weitere Nahrung fand in Literaturhandbüchern, die, unentwegt die Impotenz des jungen dichtenden Deutschlands predigend, auf die Heiligen der Tradition hinwiesen. Diese Maffen waren nämlich daran gewöhnt, unterhalten zu werden, indem man ihnen schöne, die primitivsten Sinne befriedigende Geschichten bot. Nun hat aber dieser Hermann Stehr weder Willen und Fähigkeit, zu unterhalten, noch bietet er „schöne Geschichten“. Er führt seine Leser durch die verschlungenen Stollenwege der menschlichen Seele an den Herzschlag der Welt heran, und was es da zu sehen gibt, das sind Rätsel voll dunkler Dual; was es da zu hören gibt, das sind Seufzer und Schreie aus tiefster Not. So wird es verständlich, daß Stehr, den das gebildete Ausland längst neben die Größten stellte, unbeachtet blieb, und es hat symbolische Bedeutung, daß die Literaturpolizisten des deutschen Volkes gleich

Spitalschande.

Ein Kapitel von unserem Krankenhausend.

In dem von uns veröffentlichten Berichte über die letzten im Spitalhause in Haida stattgefundenen Bezirkskonferenz, den wir vor einigen Tagen brachten, hieß es:

... Das bisherige Mitglied der Haidauer Bezirksverwaltungskommission, Genosse Rudolf Preisler, berichtete über die Erfahrungen in seiner Funktion als Kontrollor des allgemeinen öffentlichen Bezirkskrankenhauses in Haida. Aus dem Berichte geht hervor, daß die bürgerliche Majorität der Krankenhausverwaltung prinzipiell jeden Antrag sabotiert, der auf die Herstellung geordneter Verhältnisse abzielt und die Disziplinierung des schuldigen Funktionärs beabsichtigt. Die Sabotage geht sogar soweit, daß die bürgerlichen Vertreter auch in den schwersten Uebertreibungen ihres Schütlings keine Grundlage eines Disziplinarverkenntnisses finden können. Eine lenden-lahme Verwarnung, die nach den gemachten Erfahrungen wirkungslos bleiben wird, wurde für den auf Grundlage konkreter Tatsachen Befehlshaber dadurch verfehlt, daß ein zweiter Beamter, allerdings geringerer Rangordnung, ohne jede konkrete Anführung und ohne vorausgegangenes Verfahren beim großen Reinemachen aus einer strengen Rüge jubiliert erhielt. Da nach diesen Ausführungen dem Genossen Preisler nicht zugemutet werden kann für solche Zustände im Krankenhaus die Mitverantwortung zu tragen, wird demselben bei einseitiger Votierung des Vertrauens der Auftrag erteilt, das Mandat als Kontrollor des allgemeinen öffentlichen Krankenhauses zurückzulegen, da unter solchen Verhältnissen eine entsprechende Tätigkeit ausgeschlossen erscheint.

Die Mandatsniederlegung durch den Genossen Preisler hat nun neuerdings die Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit auf die

Zustände im Bezirkskrankenhause in Haida gelenkt, wobei festgestellt werden muß, daß diese Zustände seit Jahren schon die Bevölkerung von Haida und dessen Bezirk immer wieder beunruhigen.

Der schuldige Funktionär, für den die bürgerliche Majorität in jedem Falle eintritt und durch ihre Sabotage prinzipiell die Herstellung geordneter Verhältnisse unmöglich macht, ist der

Primararzt des Krankenhauses, Josef Schwarzbach.

Dieser Mann, der zugegeben keinen tadellosen Ruf als Fachmann auf seinem Tätigkeitsfeld besitzt, hat sich, wie wir nachzuweisen Gelegenheit haben werden, Dinge zuschulden kommen lassen, die nicht nur sein, sondern auch des Haidauer Krankenhauses Ansehen in der breitesten Öffentlichkeit zu untergraben imstande sind.

Bei großen Schichten der Bevölkerung des Bezirkes Haida ist das Ansehen des Primararztes und des Krankenhauses allerdings längst schon so erschüttert, daß es wirklich hoch an der Zeit ist, wenn hier endlich Wandel geschaffen wird.

Wie schon erwähnt, deckt die bürgerliche Majorität in der Oberverwaltung des Krankenhauses alles, was der Primararzt unternimmt oder unterläßt, so daß diese bürgerliche Clique, an deren Spitze der Vorsitzende der Oberverwaltung, Herr Rudolf Schlegel und der Bürgermeister Gustav Czernich stehen, für alle Uebergriffe ihres Schütlings in vollem Maße mitverantwortlich ist.

Primararzt Dr. Josef Schwarzbach steht nicht das erstmal im Mittelpunkt einer Affäre.

Wir wollen hier nur kurz an seine Affäre mit der Privaten Auguste Zinke aus Haida erinnern, die in den Jahren 1917 und 1918 in

Haida und dessen weiteren Umgebung ungeheurer Aufsehen erregte und nur mit Mühe von der bürgerlichen Presse unterdrückt wurde.

Primararzt Dr. Schwarzbach hat Frau Zinke, die mit einem eingeklemmten und teilweise schon brandigem Leistenbruch ins Haidauer Krankenhaus eingeliefert wurde, operiert und sich nachher ein

privates Honorar im Betrage von 700 Kronen berechnet. Als weder Frau Zinke noch die Krankenkassa der Dampfschiffahrtsgesellschaft, bei der Frau Zinke versichert war, diesen Betrag zahlen wollten, drohte Dr. Schwarzbach wiederholt mit der Klage und überreichte diese auch schließlich. Als dann von der Landesverwaltungs-kommission für Böhmen eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet wurde, zog Dr. Schwarzbach über Drängen des Verwaltungsausschusses des Haidauer Bezirkskrankenhauses seine Klage zurück.

Nun zur neuen Affäre, deren „Erledigung“ den Anstoß zur Funktionsniederlegung durch den Genossen Preisler gegeben hat.

Am 15. Jänner 1920 kam die Frau des Glasflugelgehilfen Alois Tejsal aus Langenau, die 37jährige Emilie Tejsal, mit einem Unterleibskleidern ins Bezirkskrankenhause nach Haida. Hier wurde sie als Patientin der dritten Verpflegsklasse operiert und bis zum 29. Jänner behandelt. Primararzt Dr. Schwarzbach, der Frau Tejsal operierte, behandelte bei ihr auch eine bösartige Nasenkrankheit, die gleichfalls eine dringende Operation notwendig machte. Diese Operation nahm Dr. Schwarzbach nach dem 29. Jänner im Krankenhaus, wohin er Frau Tejsal bestellt hatte, vor.

Die Kosten für diese Behandlung und die Nasenoperation hatte natürlich, da Frau Tejsal nachgewiesenermaßen mittellos ist — das Ehepaar Tejsal hat vier unverjorgte Kinder; eine kleine Hütte, die dem Ehepaar gehört, brannte am 12. November 1919 vollständig nieder — der Landesfond zu tragen. Die Verwaltung des Krankenhauses hat auch die Kosten dem Landesfond angerechnet.

Was tut nun Primararzt Dr. Josef Schwarzbach?

Er schickt am 1. September 1920 der Frau Tejsal eine ungestempelte Rechnung auf sage und schreibe 1500 Kronen.

Frau Tejsal ist wegen dieser Forderung ganz bestürzt und geht in ihrer Aufregung zum Doktor Schwarzbach, um eine Ermäßigung der Forderung durchzusetzen. Sie wird aber brüsk abgewiesen. Als Primararzt Dr. Schwarzbach mit dem Advokaten droht, borgt sich Tejsal von der Firma, bei der er angestellt ist, 1000 Kronen aus, um wenigstens einen Teil der Forderung begleichen zu können.

Diese Skandalaffäre, von der jedermann in Haida weiß, die aber niemand zur Anzeige zu bringen sich getraut, kommt schließlich dem Landesverwaltungsaußschuß zu Ohren, der der Oberverwaltung des Haidauer Bezirkskrankenhauses die Einleitung eines Disziplinarverfahrens anordnet. Zu diesem Disziplinarverfahren kommt es nun endlich am 7. Jänner 1924 — also nach fast vier Jahren!

Die Art und Weise, wie die bürgerliche Majorität der Oberverwaltung die Skandalaffäre erledigte und mit einem Freispruch des so schwer kompromittierten Primararztes abschloß, verdient als neuerliches Spiegelbild bürgerlicher Auffassung von Anstand und Moral für immer festgehalten zu werden.

Obwohl bei dieser Disziplinaruntersuchung Genosse Preisler als Kontrollor des Krankenhauses den Antrag stellte, alle Fälle zu behandeln, bei denen der Primararzt eine nicht eben rühmliche Rolle spielte — es handelt sich nicht um den Fall Tejsal! —, wollte die bürgerliche Majorität davon nichts wissen.

Primararzt Dr. Schwarzbach erklärte nur zu seiner Verteidigung, daß er das Honorar von 1500 Kronen für eine

Privatbehandlung

gefordert habe. Die Nasenoperation sei zwar im Krankenhause erfolgt, doch habe er seine Pflicht nicht verletzt, wenn er das Stattfinden der „privaten“ Operation nicht der Anstaltskanzlei gemeldet habe.

Dr. Schwarzbach mußte auf eine Frage des Genossen Preisler zwar zugeben, daß ein Versuch, wonach er solche „private“ Operationen im Krankenhause vornehmen könne, nicht vorliegt und auch vom Landesverwaltungsaußschuß niemals genehmigt wurde.

Bei der Disziplinaruntersuchung, die nicht ein eigens gewählter Ausschuß durchführte, wurde von einem Beschützer des Primararztes daran erinnert, daß ja auch von anderen Ärzten von Patienten der dritten (1) Verpflegsklasse Honorare gefordert wurden, was bisher immer stillschweigend geduldet worden sei.

Das Ergebnis der Disziplinaruntersuchung konnte bei dieser Sachlage nicht anders lauten als: Die Oberverwaltung kommt nicht zu der Ueberzeugung, daß das beanstandete Honorar für diejenige Operation gerechnet wurde, die an Emilie Tejsal, während sie im Krankenhausespflege stand, vorgenommen wurde, sondern für jene Operation und Behandlung, die seitens Dr. Schwarzbachs in der Privatpraxis erfolgt ist. Dr. Schwarzbach habe sich also einer Verletzung des § 42 der Normalinstruktion für den ordnenden Arzt nicht schuldig gemacht.

Zur Charakterisierung dieses „Freispruches“ bringen wir den Wortlaut des § 42 der Normalinstruktion, wobei wir nochmals darauf verweisen, daß die Operation im Krankenhause vorgenommen wurde:

§ 42: Dem Anstaltsarzt ist es nicht erlaubt, in dienstlichen Angelegenheiten, insbesondere für die Behandlung und Operation der Anstaltspatienten von diesen oder deren Verwandten irgend welche Entlohnung anzusprechen und anzunehmen.

Wir wollen es dem Urteil der Öffentlichkeit überlassen, ob Frau Tejsal, die mit einem Unterleibs- und einem Nasenleiden ins Krankenhaus eingeliefert wurde, Anrecht auf eine Krankenhaus durchzuführende Nasenoperation hatte oder nicht. Die Oberverwaltung des Bezirkskrankenhauses in Haida muß sich ein für allemal darüber schlüssig werden,

ob das Krankenhaus ein öffentliches Krankenhaus ist oder das Privatsanatorium des Primararztes Dr. Schwarzbach.

Bei der Disziplinaruntersuchung gegen Dr. Schwarzbach wurde schließlich die

Einleitung einer Voruntersuchung

gegen Dr. Schwarzbach wegen einer Reihe von weiteren Fällen beschlossen.

Ueber diese weiteren Affären werden wir nächstens berichten.

Poincaré denkt an neue Sanctionen.

Paris, 15. Febr. Berlin, 15. Febr. in: „Echo de Paris“ die unverzüglich Erneuerung der Verträge mit der deutschen „Rhein“ und zitiert hierbei den Ausspruch Poincarés, den dieser anfänglich des letzten Empfanges des deutschen Vorkämpfers gebraucht habe, die deutsche Industrie müsse sich zu raschen Arrangements bequemen, wenn nicht neue Sanctionen in Kraft treten sollen.

das erste Buch Stehrs, die Erzählung „Auf Leben und Tod“, bis auf die Druckplatten vernichteten.

Ein Mensch aber, der es wagte, seine Brüder vor einem von Kirchenbeamten verhandelten und verhandelten Evangelium zu warnen, mußte zeitig erledigt werden. Die Inquisition des 19. Jahrhunderts, die über humane Folterkammern und Scheiterhaufen, die nur den Leib quälten und töteten, inzwischen zu weit grausameren Mitteln übergegangen ist: zur langsamen Strangulation der Seele, hegte die des jungen Stehr durch alle Gräber und Höllen; in dieser schlimmen Zeit drohte auch der darbenende Leib zu zerbrechen. Lieft man daraufhin den Roman „Drei Nächte“, so weiß man um all die inneren und äußeren Nöte, um alle Kämpfe, um alle Einsamkeiten, denen der junge Landesherr Hermann Stehr erbarmungslos preisgegeben war.

Eingeteilt in eine Gesellschaft verständnisloser Berufsgenossen, die die Kräfte literarischer Vorgesetzten in slavischer Gelassenheit ertrugen, sich darunter beinahe wohl fühlten und sich für Spitzeldienste Vorteile zu erdienen wußten, zieht sich Stehrs empfindsamer, nur dem Schönen und Wahrhaften aufgelatete Seele immer tiefer in sich zurück. Er wendet sich ab von den faulen Spiegeln mit ihren schlimmen bürgerlichen Ausbun-dungen und geht zu jenen, bei denen noch unverbildetes, reines Menschentum zu finden ist. Der Sohn des Sattlers geht zu den kleinen Leuten, scht sich an ihren Tisch, nimmt teil an ihren Freuden und Schmerzen, belauscht all ihre große und vielgestaltige Not und wird ihr Anwalt. So nennt er trotz aller Erniedrigungen jenseitig

„reich, berauscht, lachend und kühn“. Langsam und sicher findet er den Kontakt mit Webern, Schindelmachern und anderen kleinen Handwerkern, mit Wald- und Feldarbeitern. Was auf die Seele des Kindes als dunkelschwere Ahnung sich legt, all der Kummer eines um seiner politischen Bestimmung willen geachteten Vaters, all die Mühseligkeiten und Beladenheiten, unter denen die Mutter welkte vor der Zeit, all das beginnt die gereifte Seele des Mannes zu erfassen in ganzer Furchtbarkeit. So wird Hermann Stehr der Dichter des proletarischen Menschen. Was Gerhart Hauptmann im Drama, bedeutet Stehr im Roman, wobei er freilich die Mittel seiner Kunstform in weit reichere und höhere Weise nicht als jener. Denn wo Hauptmann es häufig mit einer zeichnerischen Geste genug sein läßt, andeutet und weitergeht, bleibt Stehr stehen. Jäh und unumgänglich packt er gerade das Härteste, Abseitigste, Unersehbarste und bohrt sich mit ganzer Kraft in das Herz der Dinge hinein. Mit besonderer Liebe legt der Dichter aber das Seelenleben der „Seltamen“, der seelisch Kranken, der Verbitterten, Einamen, Gefschlagenen, Schiffbrüchigen des Lebens bloß. Hier ist ein Meister von unerhörter Kraft und Eindringlichkeit.

Stehr setzt beim Leser vor allem Stille voraus, Stille in sich und um sich. Die Romanleser des täglichen Lebens werden mit ihm nichts anfangen können, weil sie seine Sprache nicht verstehen. Stehr lesen heißt: denkend lesen und lesend denken. Aber Stehrs Werk ist nicht etwa nur graue Trübsinnsdichtung: überall bei ihm blaut der Himmel des reichen, strogenden Lebens, und immer weiß er die Segen der reinen Natur zu breiten über die Wehen des Erdenbaseins. Er

legt: „Zuletzt auch mit himmlischen, göttlichen Augen betrachtet, ist das Leben jedes Menschen gleich zerbrechlich, gleich unergötlich und groß.“

Aus dem Schmerz gebor sich Hermann Stehrs ganze Dichtung. Langsam und in oft großen, zeitlichen Abständen brach sie sich von seinem Leben los: In fast 25 Jahren ein knappes Dutzend Bücher. Nicht zuletzt der menschliche Ernst und die hohe künstlerische Selbstkritik sprechen daraus. Kampfsänge und Wegweiser sind gleich die ersten Romane „Der Graben“ und „Meile, der Teufel“. Im „Schindelmacher“ rächt sich ein seinem Altersschicksal überlassener und verlassener Weis an seinen herzlosen Kindern. Die Tragödie einer im grauen Einerlei des Tages hinsiechenden subtilen Frauenseele schildert „Leonore Griebel“. Ein Zeilenstück zum kleinen Hamlet Hauptmanns, bietet die Geschichte „Das letzte Kind“, ein gewaltiges, sich bis zu letzten Grausigkeiten steigendes Eheleben und -Sterben entfaltend der oft an die großen Russen erinnernde „Begrabene Gott“. Als letzte Gabe seiner Kunst schenkte Hermann Stehr vor wenigen Jahren die Gedichte: „Ein Lebensbuch“. — Alle Bücher Stehrs sind im Verlage Fr. Vieweg erschienen.

Es ist für Stehr bezeichnend, daß er alles Voraus eines marxistischeren Lebens meidend, niemals laut geworden hat. In unserer wunden, wirren Zeit wird seine Dichtung dem ernsthaften Menschen weiterhelfen, ihn führen zu Raft, Besinnung und Wesentlichkeit.

Willibald Domanowski.

Erinnerungen aus der westböhmischen Arbeiterbewegung.

Von Gustav Kränkel, Teplitz-Schönau.

Die Zeit bis 1893. Politik und Poesie.

Inzwischen waren innerhalb der letzten Zeit im übrigen West- und Nordböhmen fast in allen Orten Arbeiterorganisationen gebildet worden. Auch die großen Ortschaften im Grasslitzer Bezirk hatten ihre Arbeitervereine. In Silberbad war Gen. Bartl, in Schwaderbach die Genossen Valentin Lausmann und Dörfler tüchtig an der Arbeit, in Eibenberg war die Partei in den Händen der Genossen Kunze, der Brüder Stügl u. a. in treuer Gut. Auch in Rothau, wo Genosse Keilwert, in Pechbich die Brüder Röhler, in Schindwald Keilhauer die Organisationen aufbauten, blühten dieselben mächtig auf. Mit Reichenberg, woselbst die Arbeiterbewegung schon viele Jahre früher festen Fuß gefaßt hatte, trafen wir bald in Verbindung. Von hier aus wurden auch die ersten Referenten nach Westböhmen entsandt und unter den alten Reichenberger Genossen war keiner, der nicht auch bei uns in Versammlungen gesprochen hätte. Wilhelm Kiese, Franz Köcher, Anton Behr und Karl und Josef Schiller nebst dem damals schon alten Robert Röhler aus Sainsdorf waren mehr als einmal bei uns.

Besondere Popularität erfreute sich der Schillerfess, wie er allgemein genannt wurde. Er war ein echter Volksmann mit Leib und Seele. Er, der typische Vertreter des Proletariats, der als armes Weiberkind schon mit sieben Jahren in die Fabrik mußte, lernte frühzeitig die Not und das Elend des arbeitenden Volkes kennen. So wuchs er auf, ein aufrechter, furchtloser Proletarier. Hervorragend an persönlicher Kühnheit und scharfer Beobachtungsgabe, besaß er mit seiner schönen sonoren Stimme alle Gaben eines wahren Volkspredners. Seine Sprache war äußerst bildreich und oft von verb-satirischen Sätzen durchzogen; überall, wo er sprach, röh er die Zuhörer fort. Daneben besaß er auch ein stark entwickeltes poetisches Talent, dem eine Fülle begeisterter, wirkungsvoller Arbeiter- und Freiheitsdichtungen entsprang.

Das Dichten, das Besingen der Freiheit, erfaßte damals viele der Kämpfer. Auch mich zog es in meinen jüngeren Jahren in seinen Bann und meine ersten poetischen Versuche fielen nach Meinung anderer Personen ganz passabel aus. Als mir durch Zufall einige Dichtungen des Schillerfess, den ich damals noch nie gesehen hatte, in die Hand fielen, entschloß ich mich, die ersten Proben meines dichterischen Schaffens diesem erfahrenen Parteifreund zur Beurteilung einzusenden. Schon nach einigen Tagen nach der Abfindung erhielt ich vom Schillerfess folgende poetische Aufmunterung:

„Die Nachtigall singt nur im Mai,
Sie singt so rein und schön,
Dreum sing', o Freund, auch Du freis frei
Was Du im Geist geföh'n.“

Und was Dir Deine Phantasie
Als gut bestimmt und wahr —
Das wandle um in Poesie
Und sing' es frei und klar.

Und siehst Du ringsum Kampf und Streit
Mit Wätker und Gewalt,
So sing' ein Lied das allezeit
Im Herzen widerhallt!“

Diese für mich so kostbaren Verse der persönlichen Zuneigung Josef Schillers sind mir überaus wertvoll und unvergänglich geblieben. Sie wurden für mich der Ansporn zu weiterem dichterischen Schaffen. Bald konnte ich meine Freiheitsgedichte in den Parteiblättern veröffentlichen und sie sind von unserer Presse viel nachgedruckt worden. Später veröffentlichte ich ein Bündchen davon, unter der Sammelbezeichnung „Rote Kellen“. Ein von mir ebenfalls in den damaligen Jahren schon geschriebenes Bühnenspielfeld „Der Sieg des Lichtes“ erschien im Verlage des Genossen Adolf Hoffmann in Berlin und wurde viel aufgeführt. Der Gesinnungsgenosse Konrad Weikwanger in Nürnberg gab einen stattlichen Band Arbeiterdichtungen unter dem Titel „Stimmen der Freiheit“ heraus, worin neben anderen Arbeiterdichtern auch mir ein Plätzchen eingeräumt wurde.

Vom Schillerfess aber hörte man dann nichts mehr, er war, innerlich mit sich und der Welt zerfahren, als Fünfzigjähriger im Jahre 1896 nach Pennsylvania (Nordamerika) ausgewandert, woselbst ihn schon ein Jahr später mitten in seinen schriftlichen Arbeiten der Tod ereilte.

In Westböhmen gab es bald eine Reihe von Genossen, die schon öffentlich als Redner auftreten konnten. So vor allem Franz Vili, ein äußerst ideal veranlagter junger Mensch, der sowohl rednerisch als schriftstellerisch hervorragt. Mit Franz Vili habe ich mehrere Jahre meiner er, in Parteitätigkeit verbracht. Wir arbeiteten aufs innigste zusammen bis zum Jahre 1901, als Vili, einem Ruf nach Wien folgend, dort die Redaktion des „Oesterreichischen Eisenbahner“ übernahm, welche Stelle er neben seiner redaktionellen Tätigkeit auch für die „Arbeiter-Zeitung“ noch heute bekleidet.

Von der Parteigeschichte Westböhmens kann wohl nicht gesprochen werden, ohne Franz Vills außerordentlich Tätigkeits zu gedenken.

Im Falkenauer Kohlenrevier waren eine stattliche Anzahl von Genossen tätig, so Simon Stark, Josef Weiss, Josef König, Josef Weikner, Josef Frenk, Martin Hampf aus Dawidsdal und Franz Ebert aus

Grasslitz, die alle eine große Popularität besonders unter den Bergarbeitern hatten. Den größten Einfluß von ihnen besaß wohl damals Simon Stark, der sich aber schon nach einigen Jahren seiner Tätigkeit durch sein eigenwilliges, disziplineloses Vorgehen und seine zerkende Art bei dem Großteil der Bergarbeiter unmöglich machte. Er versuchte dann sein Heil anderwärts mit recht wenig Erfolg. Er trieb sich einige Jahre als „deutscher Sozialist“ in Tschau, Bis, officin und auch in Wien herum, von allen gemieden, die ihn kannten, um schließlich wieder in Falkenau a. E. zu landen.

Ende der achtziger Jahre machte sich in Westböhmen eine junge Arbeiterin, Theresia Jenkl, in der Bewegung bemerkbar. Sie fiel durch ihr ungemein ausgebildetes Rednertalent und ihre scharfe Auffassungsgabe überall, wo sie hinkam, auf. Es wird wenig Orte in Westböhmen und weit darüber hinaus geben, wo Theresia Jenkl damals nicht als Rednerin gehört wurde. Ihre Referate und Vorträge waren stets von überzeugender Wirkung, wohl mit dadurch, weil sie als erste weibliche Verfegerin des Sozialismus großes Aufsehen erregte. Theresia Jenkl wurde später die Frau des Genossen Franz Vili und ist vor einigen Jahren in Wien gestorben.

In der Karlsbader Gegend, hauptsächlich unter den keramischen Arbeitern der dortigen Porzellanindustrie, tat sich besonders der schon erwähnte Heinrich Adolf Reigner, Anton Schäfer und Robert Preußler hervor. Neben ihnen waren für die Bauarbeiter besonders tätig die Genossen Dominik Löw, der heutige Senator, dann Kilians, Lanzer und Sandner, in Lichtensadt Genosse Anton Franke. Die hier genannten Genossen stehen heute noch im Dienste der Partei.

Anfang der neunziger Jahre konnte man in Westböhmen schon daran gehen, größere Konferenzen abzuhalten, wozu die Genossen des ganzen Gebietes ihre Delegierten entsandten. Eine solche Konferenz fand im Jahre 1893 in Gramsau bei Chodau statt, in der bereits die Anstellung eines Agitators, eines Kreisvertrauensmannes beschlossen werden sollte. Als Bewerber für diese Stelle kamen zwei Genossen in Betracht, Lorenz Wagner und Johann Anton Jobst, beide aus Alf. Jeder von ihnen hatte einen ziemlichen Anhang, so daß es auf dieser Konferenz große und heftige Auseinandersetzungen gab. Die Wahl zum Kreisvertrauensmann fiel auf Jobst.

Der „rote Hans“, wie er bald überall genannt wurde, hatte schon frühzeitig als armer Weiberjahn das ganze Elend des Proletariats kennen gelernt, paßte also für diesen Posten wie nicht gleich ein zweiter. Kaum angestellt, stürzte er sich mit voller Wucht in die Agitation. Er wurde überall bald bekannt. Geliebt und geehrt von den Parteigenossen und ebenso gehaßt und gefährdet von den Gegnern, zog unser Hans unermüdlich von Ort zu Ort, überall den Boden für die Saat unserer Ideen aufwühlend. Jobst gönnte sich keine Ruhe, er stand überall den Genossen zur Seite, er war, das konnte man behaupten, der populärste Mann Westböhmens geworden.

Da, mitten in seiner vollen Tätigkeit — er hatte zwei Abende vorher noch eine große Versammlung in Grasslitz abgehalten und einen heftigen Rebellkampf mit den bürgerlichen Gegnern ausgefochten, wobei er natürlich als Sieger hervorging — erkrankte ihn der Tod. Im März des Jahres 1898 traf ihn ein Herzschlag. Plötzlich und unerwartet wurde er den Seinen und den vielen Tausenden von Parteifreunden entzogen. Der rote Hans tot! Man wollte die Schreckensnachricht an jenem Morgen nicht glauben, da man ihn doch erst vor einigen Stunden mitten im Kampf gewußt. — Sein Begräbnis gestaltete sich zu einer imposanten und mächtigen Trauerkundgebung, wie sie Westböhmen noch nie hatte. Zu diesen Tausenden waren die Kämpfer der Arbeit aus dem ganzen Gebiete zusammengeströmt um ihren toten Freund und Genossen die letzte Ehre zu erweisen. Jobst Leichenbegangnis zeigte in geradezu überwältigender Weise, wie das Proletariat seine Toten ehrt. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Mantel des Henri Barbusse.

Skizze von Genob Surenjan-Ling.

Ein Bohemien von der originellsten Schablone, überhaupt eine Nummer ganz für sich war Gabriel, — der Gabro, wie man ihn kurzweg nannte — der früher einmal Kirchenorganist gewesen war, dann plötzlich als Weltwanderer in alle Länder hinausgewirbel, alle Nöte groß- und sinnlos durchduden mußte, ohne aber sich trotzdem irgendwo auf eine bestimmte Betätigung und einen Lebensberuf festgelegt zu haben. Und so war er zum Schluß wieder in Wien gestrandet, wo er als Sonderling, als Halbbar sich einer nicht geringen Popularität erfreute.

In einem ärmlischen Kaffeehaus hatte ich ihn kennen gelernt, als er eines Tages auffallend laut französisch radebrach. Diese, wohl dem bürgerlichen Proletariat getreulich nachgehakte Gedanken, sich zu „geben“, konnte ihm allerdings insomfern nützen, als der Mann, der seinen Tischgenossen hoch und heilig schwor, von Beruf Romponist zu sein, von einer großen Gefolgschaft blinder Bewunderer beständig umschwärmt, nachgerade die Herde und der Stolz des international frequentierten „Tschöcherls“ geworden war.

Nicht minder einspartig war überdies noch sein äppig-blondes nach allen Windrichtungen wallendes Haar, bei dessen Anblick man ohne weiteres irgend einen Kritiker von Bedeutung

voransetzte. O, das war aber ein bizarrer Strickelkopf, ganz und gar ins Phanastische gerückt, der sich aus dem Rahmen des allzu einlönigen, schier albernem Alltags so prufte und so interessant, sozusagen schreiend anfragte!

Kaum hatte der unaußhaltbare Ausländerstrom nach dem lahm darniederliegenden Oesterreich gewaltig hereinzufluten begonnen, da konnte man unversehens auch den Gabro in allen neuerstandenen Kemptern, Luxuscasos und Parlofallen mit seinem „Balkan-Marsch“ strahauf, strahauf hausieren sehen. Jüngend ein hilflosereit Musikalienverlag in Holland hatte nämlich eines seiner Werke kurz vorher herausgegeben, und da war es freilich ein unermessliches Vergnügen für ihn, vielleicht seine künstlerische Bedeutung überschätzend, die obenauf mit seinem Bildnis düffelhaft und eitel verzierten Noten als großartige Meisterleistung anzuweisen, die fröbolen, und unerklärlichweise, sich lust auf den leidet allzu wenig idealen Ballon beziehenden Ergüsse seiner Seele gegen allzu schwers Geld auszutauschen. Und da nun einmal in unserer täglich bormierten und vielfach urteilsunfähigen Gesellschaft gerade das Höhle, zumeist Gehallose und Oberflächliche stets Zugkraft gewinnt, besonders wenn man in marktschreierischen Methoden sich einigermaßen auskennt oder etwa von Haus aus einige Ellbogenfreiheit besitzt, so wurde auch unser Gabriel, der wahrscheinlich nichts als eine Mittelmaßigkeit war, von vielen Menschen sicherlich für einen Virtuosen gehalten und als solcher auch bemitleidet, indem man in ihm eine verkannte oder verachte Kapazität, ein bedauerndwertes Zeiropfer erblickte, dem ein volles Anrecht auf vollwirksame Unterstützung durchaus nicht abzusprechen war!

Daß er immerhin bei all seinen Gängen hübsch was zusammenbrachte, das verdankte er eben seinen rafflosen Lausereien, seiner Jüngendfertigkeit, oft einem dreisten Auftreten. Weltgewandte Geschäftsleute, Missionare, Angehörige und frischgebackene Diplomaten, Vergnügungsfreunde oder balutunmchtige Menschenfreunde, mitunter noch alle durchsuchtes Gelächter, Abelige wie auch abgetane Strophänen einer erst von kurzem verheimlichten Strategie, — alles stöberte er erfinderisch und trefflicher aus, zu allen Leuten traut er sich draufgängarisch hin, um, wie er selbst sich ausdrückt, an ihre „Nunizenz“ zu appellieren. Sicherlich war es kein leichtes Spiel, dies ewige Umherstreichen im dichten Gewühl der Wiener Stadt, hier jammervolle Blicke ausfinden, dort gottesbarmlich dreinschauend, ein- und denselben Elendsroman so und so viele Male und schier in einem Atem herunterleiernd. . . Bald beschimpfte er die Republik und bald die Monarchie. Bisweilen schien er begriffenerer Marzist zu sein, um kurze Zeit darauf mit dem Brustton der Ueberzeugung in die Fußstapfen der „herrschschaftslosen Sozialisten“ zu treten. Oft und oft konnte man mitten auf einer verkehrsreichen Straße hundert Schritt weit Gabros raube Bafstimme wahrnehmen, als er gerade eine mit aufstimmendem Pathos durchspukte Predigt hielt, um in aufsehenerregender Aufwallung seine politischen und sozialen Anschauungen zum Besten zu geben. Ein Gefasel, gedankennarm, jedweden Zusammenhang ledig, allen Inhaltes bar, worin speziell alle denkbaren Rüstungen gegen die Salutaritater oder die vor lauter Ueberfluth verirrten Gehirne der Geldaristokraten sich überboten, und das unsehbar auf den Beifall der Straße abgestellt war. Bisweilen griff er mit der Hand in die Luft, suchte einige Sekunden lang herum, brachte einen Lobgesang auf die natürlich herquellende Brüderlichkeit aller Menschen aus, zeitweise färbte er wie ein Wahnsinniger, um zuguterleht das alte Lied anzustimmen, auch er sei durch den Sturmwind der ungerechten Gesellschaftsordnung unerbittlich hinweggefegt worden, und an den Rand eines fürchterlichen Abgrundes geschleift, an des Verderbens Ufer so grausam gestochen.

Und nicht selten kam es dabei vor, daß manche Hausfrau, die unter der vollgestopften Einkaufstasche erbärmlich verpustend gerade vorüberzog und in ihren Empfindungsgefäßsäden äußerst gerührt sein mochte, ihm, dem „armen Tausel“ einen nicht unbedeutenden Geldklappen in die Hand schob. . .

Gabriel schien aber auch von Zeit zu Zeit, — besonders als er sorgsam rasirt, auf das feinste gepflegt und sauber befracht, müßig des Weges ging — als sei er von allem Weh und Uebel genesen und hätte aus aller Mißere heraus nochmals an die Tore des Paradieses zurückgefunden. Und wie er da einen gemütlich-vergnügten „Serbas“ rief, war es schon kaum mehr zu bezweifeln, daß wieder einmal irgend ein Jammerbrief, sachkundig aufgesetzt und an die „richtige Adresse“ zugegangen, seiner angeblich hilflosen Verzweiflung heilenden Balsam herbeigeführt habe. . . Aber solche Abschnitte mühelos erraffter Glückseligkeit waren freilich nie von langer Dauer. Und wiederum verbichteten sich düstere Wolken unausweichlich auf seinem Glückshimmel. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als an die grenzdurchtobte Armut demütig angeschmiegt und neben gespenstisch entstellten Menschen, an Klosterpforten, eine Schale Suppe zu erbetteln.

Aber auch das war ein kurzes Intermezzo, von der Schicksalsironie flüchtig herbeigeführt. Bald brach wieder die „bessere“ Zeit über ihn herein, wo er nimmermehr als Straßendiebler herunterzucken mußte. Jetzt tauchte er schon als Hausierer auf. War da nicht über einen bösen Zwischenakt der Vorhang heruntergefallen? — — — Hochwassermasken meine Herren! . . . Salongänger . . . Anblickstorten angenehm . . . Wiederum zwängte sich seine hochtragende

Costale in hellerleuchteten, quasinubeligen Sotalen recht geschäftig durch, indem er dabei allseits auf zahlkräftige Glückspilze spähte. . . Geldproben, die sich zumeist in den bequemen Caféhous-Logen breit tun, insgesamt gleichgarteile und gleichstrebende Magnaten des Mammons, ließen sich überraschend gefällig herbei, dem elenden Mann manches Stück abzukaufen, um sich bei dieser Gelegenheit auch noch von ihm eine Weile unterhalten zu lassen, in ihrer behaglichen Ede majestätisch ausgestreckt.

Und Gabro verstand es einmal zu gut, seine Weisheit möglichst ulzig zu färben, unterhaltlich und interessant zu sein, seine unerschöpfliche Redeseligkeit auf das jeweilige Tempo der Stimmung seiner Herrschaften einzustellen!

Der Dichter Barbusse weiße seit einiger Zeit in Wien, wohin er gekommen war, um dem krassem Egoismus unserer Zeit sein Schwärmen für eine „unzerreißbare Liebeskette“ entgegenzustellen, die in einer superlativen Brüderlichkeit das All umschlingen solle.

Und er lag krank in einem Hotel-Zimmer von Marahis darnieder, er, dessen flammende Postschaft so viel wankelnde Gemüter und so viel irrend Umherstastende gefunden und ausgerichtet hatte.

Barbusse in Wien? Wie könnte denn Gabriel auch nur eine Weile zögern, auch ihm, dem Apostel der höchsten Humanität, seinen Jammer vorzutragen? Galt denn nicht kein strömendes Mitleid gleichsam für alle Bedrückten und Leidgepeitschten dieser Erde? — — —

Eines Tages trat Gabro ins Cafehaus in einem auffallend langen, weiten Mantel herein.

Ein dünner, grauer Mantel war es, dessen Eigentümer zweifellos von recht scharfer Natur gewesen sein mußte, und an dem alles dafür sprach, daß er irgendwo ergauert worden war.

Und richtig, es löste sich alsbald seine Zunge, ja, da gab es doch wieder ein großes Kunststück auszustandern.

„Da schauen Sie mal her, den Mantel von Barbusse! . . .“

„Ja, wie sind Sie denn zu dem gekommen?“ „Man läßt keinen Menschen hinauf zu ihm, Sie müssen denken, tausende sind bis auf der Straße angelstelt, jeder ist auf den Barbusse neugierig. Ich habe mich aber für einen Franzosen ausgegeben, wie wenn ich kein einziges Wort deutsch könnte. Erst sagte ich ein Quentchen Mut, schlich mich ungeniert an der lammegebulbigen Wenge vorbei, passierte ich den „Grenzforden ganz unbefelligt. Der Sekretär hat dann meine Lage dem Dichter vorgelegt.“

„Und haben Sie vielleicht auch dem Sekretär gesagt, daß Sie Franzose sind?“

„Das nicht, aber wie ich eingelassen war, stellte ich mich als einen Kommunisten hin. Da sagte ich unter anderem, ich habe keinen Mantel und mich friert so viel.“ — — —

Ein gelungenes Gaunerstück, typischer Schwindel. . .

Und Gabriel war seither glücklich und brüstete sich wie ein Pfau, wie er im Mantel des Henri Barbusse umherging. . .

Industrie.

Früh um 6 Uhr heulen die Sirenen. Dann lösen wir Tagelöhner die Nachtschicht ab. An die Stelle der Höchstermüdeten treten die wenig ermüdeten. Ganz ausgeruht sind wir niemals. Der Industriearbeiter hat keine Zeit zum Ausruhen. Das Ausruhen besorgen die Geldhaber der Industrie.

Unser Tagewert beginnt poliernd und schwarzrollend. Unser Tagewert tritt uns als Nichtfreund entgegen. Unser Tagewert: das ist die teuflische Sirene, deren Bestimme uns herrief. Räder schwarzen Kolben ächzen. Tiefendes Del bedeutet: triefende Tränen unserer freisinnvollsten Seelen.

Feuer sauchen. Pämmer dröhnen wie Erdbebenstimmen.

Spindeln tanzen giftig. Webstühle zerreiben den Rhythmus heller junger Mädchenheuen. Schönheit des weiblichen Körpers wird erbarungslos breitgetreten. Und Ruinen heißen wir die Seelen der alten Industriearbeiterinnen.

Industrie! Der Bürger weiß nicht, was hinter dem Worte steht — aber wir, die Proleten, wir kennen und fürchten und hassen die teuflischen Sirenen, die gelbäugigen Sirenen: die Herrscherrinnen im Reiche der Schlothe.

Max Dortu.

Devilenturie.

Die tschechische Krone notiert in:

New York 100 R.	...	Dollar	2.90 75
Paris 100	Schweiz.	Frank	16.70 50
Berlin 1	Mark	122.000,000 00	
Wien 1	Scherr.	Kronen	2.032 00

Prager Kurse am 15. Febrer.

	Gold	Ware
100 holl. Gulden	1806 00	1812 00
1 Billion Mark	7.55 00	7.75 00
100 belg. Franks	132.25 00	133.75 00
100 schweiz. Frank	607.87 50	610.37 50
1 Pfund Sterling	140.80 00	151.20 00
100 Lire	151.62 50	153.12 50
1 Dollar	34.82 50	35.12 50
100 franz. Franks	155 50 00	157 00 00
100 Dinar	43.87 50	44.37 50
10,000 magar. Kronen	11.95 00	12.45 00
1,000,000 poln. Mark	3.45 00	4.25 00
10,000 österr. Kronen	4.51 00	5.01 00

Die proletarische Frau

Zur Beherzigung.

Hab' nur den Mut, die Meinung frei zu sagen.
Und ungeföhrt!
Es wird den Zweifel in die Seele tragen
Dem, der es hört.
Und vor der Luft des Zweifels zieht der Wahn.
Du glaubst nicht, was ein Wort oft wirken kann.
Goethe.

Die Welt der Frau.

Wie ist sie heute noch so enge, die Welt der Frau! Für viele Frauen ist sie heute noch begrenzt durch die „vier A“ Wilhelms II.: Kirche, Kinder, Küche, Kleider. Zur Welt mancher Arbeiterfrauen gehört nun die Kirche nicht mehr. Ist diese Welt darum für alle Frauen, für welche die Kirche die Bedeutung verlor, um vieles weiter geworden?

Nicht für alle. Jene Frauen, die, meist bürgerlichen Kreisen entstammend, religiös gleichgültig geworden sind, ohne an die Stelle des Glaubens, den sie verloren, ohne recht zu wissen wie, nicht eine große Lebens- und Weltanschauung zu setzen vermochten, ist die Welt nicht weiter geworden. Die Bedeutung des Kleides ist für sie eine größere geworden — die Bedeutung der Mode und des „gesellschaftlichen“ Lebens, worunter sie das Leben der Geselligkeit verstehen. Die Bedeutung des Sportes, oft nur eine andere Form der Geselligkeit, eine Erweiterung, ist gewachsen. Aber ihre Welt ist damit nicht weiter und größer geworden.

Anderer die Frauen, die vom Strom erfasst wurden. Sie sind Kämpferinnen geworden, sie sind heute schon Eroberinnen. Sie haben schon tüchtig Breche geschlagen in die Umwälle des Männerstaates. Sie haben auf manchen wichtigen Gebieten schon den Frauen die Gleichberechtigung erkämpft. Sie haben längst den engen Kreis der „vier A“, in den das Bürgertum die Frauen zwingen wollte, gesprengt, — in bitterem Kampfe mit männlicher Rückständigkeit und Machtgier.

Aber erfolglos wäre bis heute ihr Kampf gegen von allem Anfang an die Forderungen geblieben, wenn nicht die proletarischen Parader Frauen zu den ihren gemacht hätten. In den sozialistischen Parteien bedurfte es keines Kampfes der Frauen gegen die Vorrechte der Männer. Sie waren von allem Anfang an Parteien der arbeitenden Männer und Frauen. Für sie war Gleichberechtigung der Frauen eine Selbstverständlichkeit, Voraussetzung des gemeinsamen Kampfes um ein viel höheres, herrlicheres Ziel, um die Gleichberechtigung aller Menschen.

In diesem Kampfe, der sich nicht beschränkt auf den Streit um gleiche politische

Rechte, sondern die wirtschaftliche Neugestaltung anstrebt, die Brechung der ökonomischen Anständigkeit der Mehrheit der Menschen, — in diesem Kampfe weitete sich die Welt der an ihm teilnehmenden Frauen ins Unendliche. Nicht mehr um befondere Frauenrechte ging es, — Menschenheitsziele sind es, denen die proletarischen Frauen entgegenstreben.

Was bedeuten Kirche, Küche, Kleider noch in diesem Kampfe? Nur noch die Kinder sind wichtig geblieben. Aber auch nicht in dem Sinne, daß die Frauen ganz aufzugehen haben in der Betreuung der Kinder, in der Sorge um sie. Kampf für die Kinder, für ihre Zukunft, und Erziehung der Kinder für die Zukunft, für den Kampf, — das ist Inhalt wahrer proletarischer Kinderliebe!

Aber freilich, nicht alle proletarischen Frauen leben schon in dieser Welt. Noch sind viele gleichgültig. Noch stehen viele, viele ganz im Banne der „vier A“. Noch wird die geistige Entwicklung vieler arbeitender Frauen gehemmt durch die Verständnislosigkeit ihrer Männer. Noch gibt es viele Männer, die Sozialdemokraten zu sein glauben und doch die Frauen nicht anders wollen, denn als Dienerrinnen, als Untergebene.

Der Werbung unter diesen Frauen, der Bekämpfung männlicher Verständnislosigkeit, der Schulung der bereits kämpfenden Proletarierinnen, der Erörterung wichtiger Fragen der proletarischen Frauenbewegung sollen darum diese Blätter dienen. Sie sollen mithelfen, jene proletarische Frau zu schaffen, die unser aller Ideal ist: die Klassenbewußte, über alle Kleinlichkeit erhabene, die zukunftsgläubige, für die Zukunft arbeitende und kämpfende proletarische Frau.

Beruf und Ehe.

Wohl die meisten Arbeiterfrauen, die auch beruflich tätig sind, empfinden diese Berufsarbeit als qualvollen Zwang. Die Arbeit in Fabrik und Kontor hindert sie, ihren Haushalt so zu versehen, wie sie es gerne wollten, ihren Kindern genügende Aufmerksamkeit zu schenken. Das ist so, weil der Kapitalismus die Frauen wohl in die Fabrik zwang, nicht aber auch die Umgestaltung und Anpassung des seiner „Organisation“ nach noch bürgerlich aufgebauten proletarischen Haushaltes an die geänderten Verhältnisse ermöglichte. Was aber für die Charakterbildung der Frau, für ihre Willensschulung und schließlich für die Erzielung ihrer Unabhängigkeit die Berufsarbeit für die Frau heute schon bedeutet, erst recht aber für die Zukunft bedeuten wird, das mögen den Genossinnen einige Stellen aus dem Buche der Genossin Dr. Sophie Schöfer „Das Eheproblem“ (Verlag J. S. W. Tieb, Berlin) zeigen:

„In dem ganzen System des Kapitalismus ist die wirtschaftliche Triebfeder das bestimmende Moment. Erst nach der Ueberwindung

des Kapitalismus wird die Frau wirklich frei werden. Aber auch dann muß die Frau im sozialen Organismus Werte für die Allgemeinheit schaffen, wenn sie als gleichberechtigtes Glied der Gemeinschaft gelten will. Die Frauen müssen immer dessen eingedenk sein, daß ihre wirkliche Gleichberechtigung, ihre Befreiung aus wirtschaftlichen Fesseln erst mit dem Sieg des Sozialismus kommen kann. Die Frau muß um ihrer selbst willen, um ihres Charakters und ihrer geistigen Entwicklung willen danach streben, einen Platz im Wirken der Allgemeinheit einzunehmen. Durch einen Beruf wird die Frau jene Summen von Lebenserfahrung sammeln, die an den meisten Frauen heute noch so sehr vermisst wird. Sie wird einen Einblick in die einzelnen Verhältnisse, einen Ueberblick über das Ganze erhalten; sie wird ihre Neigung zu persönlicher Klarsicht, zur Keinsichtigkeit usw. nur überwinden lernen, wenn ihr Geist sich mit höheren Dingen befaßt.

Bezeichnend ist heute schon der Unterschied zwischen der beruflich tätigen Frau und der Hausfrau. Erstere hat unter der heutigen unorganisierten Haushaltarbeit sicherlich viel schwerer zu leiden, weil sie daneben noch einen Beruf ausfüllen soll, und doch ist nichts auffallender als dieser Unterschied. Das Leben der im Hause wirkenden Frau wird von ewigen kleinen Sorgen aufgezehrt, und das äußert sich in ihrem ganzen Wesen. Auch das Gesicht der beruflich tätigen Hausfrau spiegelt die Sorgen wieder, aber sie beherrscht sie; sie weiß, daß es mehr und höheres gibt als die vielen kleinen Kümmernisse um die Beforgung des Haushaltes. Sie muß sie lernen; wie könnte sie sonst ihrer viel schwereren Aufgabe gerecht werden.

Die Frau muß vor allem auch um ihres Mannes willen vollkommen frei sein. Die Frau, die von ihrem Mann abhängig ist, die sich taglich vorfragen muß: Er ist mein Ernährer, wird er mir auch den neuen Hut oder das neue Kleid kaufen? usw., die sich vor dem Manne fürchten muß, wenn sie einen Teller oder eine Tasse zerbrochen hat, die sich auf die Launen und Wünsche ihres Mannes ganz einstellen muß, diese Frau kann nicht frei sein, und ihr eigener Wesensforn, den sie doch auch einmal hatte, geht dabei gänzlich verloren.

Die Frau muß auch um der Kinder willen danach streben, einen Platz im Wirken der Allgemeinheit einzunehmen. Bisher hat der Mann auf sexuellem Gebiet die Herrschaft geführt und die Regeln diktiert: Die Frau mußte unerfahren, unwissend und abhängig sein; ihre eigener innerer Geschlechtsinstinkt kam selten zu Wort. Der Geschlechtsinstinkt des Weibes ist aber sehr viel reiner als der des Mannes. Jedenfalls fällt der Frau eine Trennung von Liebe und Sexualität sehr viel schwerer als dem Mann, der es leicht fertig bringt, daß er die eine liebt, die andere heiratet, daß er die eine anhimmelt in übertrieblicher Liebe und zur andern ihn seine sinnliche Leidenschaft zieht. Können die Frauen auf sexuellem Gebiete frei entscheiden, ist die wirtschaftliche Abhängigkeit von ihnen genommen, dann wird jede Frau auch bestrebt sein, ihren Kindern einen Vater zu wählen, von dem sie die Kinder in Liebe empfangen kann. Die größte Mehrzahl der Kinder werden nicht in Liebe empfangen, getragen und geboren, sondern aus

Zufall. Die Frau soll einen Beruf ausüben, weil ihre Lebenserfahrung, ihre gesteigerte Erkenntnis einen ganz andern Einfluß auf die geistige und seelische Entwicklung ihrer Kinder ausübt als der Gesichtskreis der Nur-Hausfrau.

Dem Einwand, daß das zum großen Teile heute nicht möglich ist, begegnet Genossin Schöfer mit den Worten:

„Aufgabe der modernen Kultur, der zukünftigen Wirtschaftsordnung ist es, hinreichend und entsprechende Arbeitsgebiete für die Frau zu finden und die Arbeit so einzustellen, daß sich die Mutterschaft mit ihr verträgt.“

Ein Denkmal der Mütter.

Die „Neue Züricher Zeitung“ schreibt: „Der Mutter als der wahren schmerzreichen Heldin des Weltkrieges soll in Florenz ein Denkmal errichtet werden. Der Gedanke ist schön, ist er doch ein Stück Wiedergutmachung, ein Schuldbekenntnis der ganzen Welt, die sich in Abenteuer und Verbrechen stürzte ohne ihre Mütter zu fragen; ein Protest gegen Krieg und Diplomatie.“

Wird dieses Denkmal wirklich ein Protest gegen den Krieg, gegen dieses millionenfache Verbrechen an den Müttern sein? Der nur wieder eine große Lüge, wie die Gräber und Grabdenkmale der „unbekannten Soldaten“? In den Gräbern der unbekannteren Soldaten liegen Generäle und Staatsmänner stränge nieder, halten sie kriegerische Reden. Was gedacht war als Protest gegen das Weltverbrechen, was ein Zustandnis an Leid und Schmerz der Waffen war, das wird durch das Geschick der Kriegsverlusten zu einem Mittel der Kriegshege.

Werden nicht auch am Denkmal der Mutter in Florenz einmal Kriegsorden sich erheben, das, predigen gegen den „Feind“, der das Leid der mütterlichen Mütter „verschuldet“ hat? Oder werden die Mütter es verhindern, daß ihr Unglück dazu benutzt wird, neues Unglück zu schaffen?

Denkmäler aus Stein und Bronze mögen schön sein und vielleicht auch gut gemeint. Aber wenn die Mütter nicht in ihren Herzen dem Kriege unvergängliche Denkmäler des Hasses und des Abscheus errichten, — dann lehrt das Weltunglück wieder. Wenn die Frauen nicht am politischen Kampfe teilnehmen, wenn sie nicht Kämpferinnen für den Frieden werden, — schöne Gefühle allein tun's nicht; auch wenn ihnen Denkmäler errichtet werden.

Unternehmer und Arbeiter.

Der Wolf ging mit dem Hasen durch die Weide, Led war die Gegend, nirgends grüne Weide, Denn festgefrorener Schnee lag auf dem Grafe. „Gern Wolf, ich habe Hunger!“ sprach der Hase. „Kannst du vielleicht mir dieses Leid tun süßen?“ — „Gern“, sprach der Wolf, gern bin ich dir zu Willen! Und packte Lampen an — es half kein Birten — Und fraß ihn. „So, jetzt hast du ausgelitten!“ Panholzer. („Der Abend“.)

Die Magd.

Von Max Jungnickel.

Es ist ein später Vorfrühling im Dorfe Wackerlingen.

Ueber die Felder hin geht der heimkehrende Hirtenjunge, der Reinhold. Er hat einen Schäferhund an der Seite. Der Hund heißt Ufe. Vor ihm her gehen schwerfällig ein Duzend Kühe.

Der Hirtenjunge mag wohl so an die vierzehn Jahre sein. Er geht barfuß, hat lange Lederhosen an, die unten umgeschlagen sind und die mit kirchensymbolischen Hosenträgern festgehalten werden.

Die Hemdsärmel hat er weit aufgekrempt. Die Haare liegen ihm ungeföhrt, die und blond in die Stirn.

Als er mit seiner Herde vorm Stall steht, wundert er sich, daß der Stall verschlossen ist.

Wo mag sich die Magd herumtreiben, denkt er.

Dann macht er den Stall auf und treibt die Kühe an ihren Ort.

Plötzlich hört er ein Wimmern.

Er geht neugierig an das Lager der Magd.

Die liegt in ihrem verwühlten, schmutzigen Bett; etwas aufgestützt, ein kleines Kind neben sich.

Die Augen der Magd hängen an dem Hirtenjungen und es ist, als bitten ihre Augen um Verzeihung, daß sie ihm die Tür nicht aufgemacht hat und ein kleines Kind hat.

Der Reinhold sieht, die Hände in den Hosentaschen, am Bett. Die Abendsonne schießt goldig durch das breite Stallfenster auf die Magd und das Kind, auf die Kuh, die in der Nähe steht, und auf den Hirtenjungen.

Im Stall ist es fast ganz still.

Ab und zu trampelt mal eine Kuh oder schlägt sich mit dem Schweif.

Der Hirtenjunge fühlt, wie etwas warm und zärtlich in sein Herz hineingeht. Er streichelt mit seiner schwieligen Hand ganz behutsam über den Kopf des Kindes wie über etwas ganz Kostbares. Und dann lächelt er: „Wenn haste denn das Kleine jehacht?“

Die Magd sieht ihn nicht an, als ob sie sich schämt, und sagt: „Seite vormittage —“

„Is es e Junge?“ —

„Jo, 's is e Junge.“ —

„Hätste lieber e Mädchen jehacht? —“

„'s is mir janz egal,“ antwortete gleichgültig und müde die Magd.

Und während der Hirtenjunge eine henkellose Kaffeeleuchte nimmt und Milch hineinnimmt, denkt die Magd nach, ob sie es ihm sagen soll, daß ihr Bauer Huber der Vater von ihrem Kinde ist.

Und da sieht sie ihm zu, wie er so jung da sitzt und vor sich hinseht.

Und sie fühlt, daß er sie lustig machen will. Sie darf es ihm nicht sagen.

Als sie, durstig und hastig, die Milch heruntergetrunken hat, spricht sie noch schnell zu ihm: „Willste mir noch e Jofallen tun, Reinhold? Willste den Aken morgen frieh zur Toofe hintragen nach Stederich?“

„Nu ja, denn sehe ich,“ sagte er und kletterte auf eine Kuh, die am Fenster steht.

Er kramt vom Fensterrand ein schmutziges Pfenniglück und eine Schachtel Streichhölzer herunter und geht wieder an das Bett der Magd zurück.

Er brennt ein Streichholz an und hält es unter das Licht. Als das Wachs ein bißchen schmilzt, legt er das Licht auf den Stuhl der Magd fest. Dann legt er die Schachtel daneben und sagt: „Wenn de mich brauchen sullst, denn ruffte mich. — Nu schlafe scheene mit dein Aken. — Worzen frieh jeh ich.“ —

Die Magd wünscht ihm traurig und doch ganz warm eine gute Nacht.

Der Hirtenjunge kriecht schnell ins Bett. Ein dünnes kleines Kinderwimmern klingt noch aus dem Bette der Magd. — Aber das schläft bald ein.

Die Kühe legen sich, eine nach der anderen. Dann ist alles ruhig.

Um die Mitternacht hebt sich allmählich der Stall bis in den Sternenhimmel hinein. Er nimmt den Mond als Stützpunkt. Die Sterne singen um ihn. Der Tau, der draußen fällt, fängt an zu reden.

Venzsturm zieht um die Mauern.

Die Magd wacht auf und weiß, daß es draußen Frühling ist. Sie fürchtet sich vor dem Frühling.

Der Hirtenjunge träumt von Weihnachten. Da, ein kräftiger Kinderfrie! Das Stalltor hält den Schrei fest und horcht.

Am Morgen, ganz in der Frühe, steht der Hirtenjunge auf. Er rennt zur Wasserpumpe auf dem Hof, wäscht sich, streicht die Haare mit der Hand recht gerade, befüßt Knöpfe und Hosenträger und geht wieder in den Stall.

Die Magd ist wach.

„Guten Morgen, Reinhold.“ —

„Na, haste scheene jeschlafen?“ fragte fröhlich der Hirtenjunge.

Die Magd nickt und kramt unterm Kopfkissen ihr Dienstbuch hervor, nimmt aus ihrem Strumpf einen harten Taler und gibt beides dem Hirtenjungen: „Das hier jiwiste 'n Pastor. — Das Buch muß i aber widder han.“ —

„Nu wer sull denne Pote stehn,“ fragte da auf der Hirtenjunge.

Die Magd schämt etwas verlegen. Sächselich antwortet sie: „Dast du vielleicht Lust dazu?“

„O, warum denn nische,“ sagte der Hirtenjunge. „Aber es müssen doch mehr sin.“

Die Magd stimmt nach. „Aus 'n Dorfe kenn mer keen nehm. — Do han se keene Zeit. — Awer vielleicht jeh der Tischler aus Stederich

mit. Der kennt mich —, un der Schuster noch. — Do mußte mol fragen, Eingebunden brauchen se nisch. Das is nich netig.“

Der Hirtenjunge gukt sie erstaunt an. War denn das Einbinden von Geld nicht die Hauptsache bei der ganzen Tausche?

„An wie soll e denn hechen?“ fragt er plötzlich.

Die Magd hatte noch nicht daran gedacht. Auf einem Mistenbrett über ihrem Bette sieht sie ein buntes Gefächlein liegen, wo sie immer nach Feierabend drin gelesen hat. Nach einer Weile sagt sie: „Jeh mechte jerne, daß e Friedrich hecht.“ — Sie dachte da an den wilden Hauptmann, von dem in dem Hefte die Rede war.

„Friedrich is e scheener Name,“ sagte darauf der Hirtenjunge.

Dann nimmt die Magd eine Stattenbüchse, die am Bette hängt und widelt das Kind ein. Nachdem sie gefragt hat, ob es draußen frisch und windig sei und der Hirtenjunge bejaht hat, nimmt sie noch ihr Kopfkissen und widelt das Kind hinein.

Reinhold nimmt das Bündel in seine Arme, pfeift den Hund herbei und geht. Als er fast in der Stalltür ist, ruft ihm die Magd zu: „Kumm doch noch amal her, Reinhold.“ —

Der kommt dicht zu ihr ans Bett.

Mit gefenkten Augen, verwirrt vor Scham, sagt sie leise zum Hirtenjungen: „An der Pastor werd wull o fragen — seg's nu ruhig, daß unser Bauer Huber der Vater von mein Kind is. Emol erföhren ses doch alle.“ —

Dann gibt sie ihm die Hand.

Der Hirtenjunge fühlt, daß sie vom Scheitel bis zur Sohle zittert.

Sie tut ihm so leid. Er möchte ihr gerne Liebes sagen. Er legt zaghaft seine Hand auf ihren Kopf und richtet ihn empor. Und dann sagt er nur: „Bleib scheene liegen, daß de boole jesund wärscht.“ — Und dann geht er mit dem Kinde hinaus.

Letzte Nachrichten.

Das Ultimatum der Wiener Bankbeamten.

Wien, 15. Febr. (Eigenbericht.) Heute wurde bei den bereits genannten vier Großbanken das Ultimatum der Bankbeamten überreicht. Sollten die Forderungen bis Montag früh nicht erfüllt sein, so beginnt bei diesen Banken der Streik. Sollte auch diese Maßnahme nicht nützen, wird die Streikleitung auch die anderen Bankbetriebe stilllegen und schließlich wird der Streik auch in der Nationalbank verhandelt werden. Diese Maßnahme kommt nur für den Fall in Betracht, wenn sich eine Einigung unter keinen Umständen erzielen läßt. Der Ueberstundenstreik wird in allen Banken Wiens und der Provinz losgelassen durchzuführen. Auch bei der Zentralbank der Gemeinde wird dieser Streik, allerdings nur aus Solidarität mit den übrigen Bankbeamten durchgeführt. Bei der Gemeindeparkasse wird bereits über die Forderungen der Bankbeamten verhandelt. Die Arbeiterbank allein ist von der ganzen Streikaktion ausgenommen, da sie bereits mit ihren Angestellten Vereinbarungen getroffen hat. Morgen nachmittags findet vor dem Rathaus eine große Kundgebung der Bankbeamten statt, zu der die Angestellten in geschlossenen Zügen aus ihren Betrieben marschieren werden.

Krise in der Wiener Automobilindustrie.

Wien, 15. Febr. Heute vormittags fanden Verhandlungen in der Automobilindustrie statt. Die Arbeiter erklärten, daß von einer Lohnreduktion unter keinen Umständen die Rede sein könne. Darauf wurde beschlossen, in den einzelnen Betrieben Verhandlungen zwischen den Betriebsleitungen und den Vertrauensmännern zu pflegen, ob nicht eine technische Reorganisation der Betriebe möglich ist. Wenn bei diesen Verhandlungen keine Einigung zustande kommt, werden neue gemeinsame Verhandlungen anberaumt werden.

Seipel erkennt den Achtstundentag nur bedingt an.

Wien, 15. Febr. Im Ausschluß für soziale Verwaltung wurde der Antrag der Regierungsparteien, das Achtstundentag nur bedingt anzuerkennen, mit Rücksicht auf die Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit angenommen. Das Ueberkommen soll erst dann wirksam werden, wenn es von den europäischen Mitgliedsstaaten, der internationalen Arbeitsorganisation und von sämtlichen mit Österreich im Wirtschaftsverkehr stehenden Nachbarstaaten ratifiziert sein wird. Die Ueberkommensentwürfe betreffend die Arbeitslosigkeit, die Nacharbeit der Frauen und die gewerbliche Nacharbeit der Jugendlichen wurden genehmigt. Der Antrag der Sozialdemokraten, den Entwurf betreffend den Achtstundentag bedingungslos zu ratifizieren, wurde abgelehnt.

Die Monarchie auf Geschäftsreisen.

Belgrad, 15. Febr. Die „Beogradské Novosti“ nehmen in einem Artikel in entschiedener Weise Stellung gegen die Bestrebungen der Königin Maria von Rumänien, Italien für die Aufrechterhaltung der Monarchie in Griechenland und für die Wahl ihres Sohnes Nikolaus zum König von Albanien zu gewinnen.

Deutscher Reichstag.

Berlin, 15. Febr. (Eigenbericht.) Der Reichstag, der am 20. Febr. zusammentritt, wird sich nach den Ergebnissen der Verhandlungen der Reichsregierung mit den Parteien in seiner ersten Sitzung mit den vorliegenden Interpellationen über die Pfalzfrage beschäftigen. Der Aeltesten-ausschuß wird zu Beginn der nächsten Woche den Termin für die Abgabe der Regierungserklärung festsetzen.

Schutz den Wiederaufbaukorruptionisten

Paris, 14. Febr. Die Vereinigten Gruppen des Senates und der Kammer der besetzten Gebiete haben sich gegen den in der Kammer eingebrachten Gesetzentwurf betreffend die Revision der Wiederaufbauentscheidungen ausgesprochen. Der Vorsitzende der Gruppen hat bereits Schritte in dieser Hinsicht bei Poincaré unternommen.

Die Frage der Dnjestergränze. Die Verhandlungen, die in Lignina zwischen rumänischen und sowjetrussischen Delegierten über gewisse Grenzfragen stattfanden, führten bereits zu einigen Resultaten. Die Dnjestergränze wurde in sechs Sektoren geteilt, für die je eine gemischte Lokalkommission eingesetzt werden soll. Diese Kommissionen werden die Aufgabe haben, alle Grenzübertritte und Einfälle zu untersuchen und die nötigen Maßnahmen zu treffen. In Kischinew wird eine denselben Aufgaben dienende Zentralkommission tagen. Ferner wurde die Frage des Fischfangs und des Viehtransports im Dnjester usw. verhandelt. Schließlich kamen die Delegierten überein, die von den Banden angerichteten Schäden zu bezahlen.

Tages-Neuigkeiten.

Der Amtsschimmel ist übergeknüpft.

In der Reichenberger Wochenschrift „Der grabe Michel“, Jahrgang Nr. 6, ist folgendes zu lesen:

„Dem Werkmeister Johann Palme, Warnsdorfer 6/731 starb am 2. Jänner 1923 sein Sohn Anton Johann. Im Mai 1923 wurden die Impfungen aufgeschrieben und Palme erhielt die Aufforderung, sein verstorbenes Kind impfen zu lassen. Da dies unmöglich war, wurde er zu einer Geldstrafe verurteilt. Seine Einwendungen, daß er doch nicht sein vor 1 einhalb Jahren verstorbenes Kind ausgraben könne, um es impfen zu lassen, wurden nicht beachtet. Man konnte sich zwar den Irrtum nicht erklären, aber es kam zu keiner Annullierung des Straferkenntnisses. Palme ging zum Bezirksarzt Dr. Silbermann, wurde von diesem an den Statthalterrat W. verwiesen, überall Abschlüssen und Bedauern, aber die Strafe wurde nicht zurückgenommen. Schließlich wurde ihm empfohlen, ein Gnaden-gesuch einzureichen. Palme hatte es satt, wegen dieses offenkundigen Irrtums der Behörde noch weiter zu betteln und kümmerete sich überhaupt nicht mehr um diese Angelegenheit. Da erhielt er dieser Tage eine amtliche Aufforderung, sich bis zum 15. Febr. zum Strafantritte zu melden, widrigenfalls er mit der Gendarmarie abgeholt werde.“

So geschahen im Jahre des Heils 1924 in der Tschechoslowakei. Man frage sich, was in so einem Falle zu geschehen hat. Soll der leidtragende Vater tatsächlich 20 tschech. Kronen zahlen, um den Irrtum der Behörde aus der Welt zu schaffen? Soll er sich wirklich 48 Stunden einsperren lassen, da man „oben“ zu bequem ist, die Sache zu revidieren und das Straferkenntnis zu widerrufen?

Um den Zündhölzchenpreis.

Sitzung der Konsumentenengruppe. Prag, 15. Febr. Im Ernährungsministerium fand heute unter Vorsitz des Inspektors Hasek eine Sitzung der ständigen Konsumentenengruppe statt, die über die Frage der Zündhölzchenpreise beriet. Der Vorsitzende machte den Vorschlag, den Preis einer Schachtel Zündchen von 20 auf 16 Heller herabzusetzen. Sein Vorschlag wurde von den Konsumentenvertretern Abgeordneten Genossen Dietl, Herrn Lusia und Frau Senatorin Cefstein lebhaft unterstützt. Die Unternehmervertreter widersetzten sich natürlich der beabsichtigten Preisherabsetzung.

Genosse Dietl bezeichnete es als merkwürdig, daß man einen Teil der Industriellen immer erst zur Preisherabsetzung zwingen muß und daß diese nicht selbst aus freien Stücken durchführten, während andere, beeinflusst durch die ausländische Konkurrenz, ihre Preise dem Weltmarktniveau anpassen. Er bezeichnete auch die Unternehmerorganisation, daß man im Inlande die Preise hochhalten müsse, um den Export zu billigen Preisen zu ermöglichen, als absurd.

Die Sitzung wurde mit der Aufforderung Haseks an die Unternehmer, ihre Entscheidung bis 1. März bekanntzugeben, geschlossen.

Radio.

Radialtag in Frankfurt a. M. Während der Frankfurter Frühjahrsmesse wird ein Radialtag veranstaltet, für den wissenschaftliche Vorträge führender Gelehrter und praktische Vorführungen vorgesehen sind. Die Zuhörerzahl des Südwestdeutschen Rundfunkdienstes wird aus Anlaß der Messe in Benutzung genommen.

Der Papst „radio“ilige Messen. Demnächst wird der Papst heilige Messen lesen und auf diesem Wege seinen Gläubigen den Segen geben. Zu diesem Zwecke hat er die Errichtung einer drahtlosen Station im Vatikan genehmigt. Es soll nicht wundern, wenn die kapitalistischen Nachrichten-„Vollverdonnungung“ - Büro demnächst die Meldung durchgeben, daß der Papst drahtlos mit dem „lieben Gott“ in Verbindung steht.

590.000 Radiateilnehmer in England. Ende 1923 betrug die Zahl der Eignen für Radioapparate in England über 590.000. In den letzten drei Monaten des vergangenen Jahres wurde die englische Postbehörde allein von 405.000 Personen um die Genehmigung für Radioempfang angegangen.

Neue Radiostationen. Das bulgarische Kabinett plant zwölf Radiostationen in Bulgarien zu errichten. — In Temesburg in Rumänien ist im Dezember v. J. mit der Errichtung einer Radiostation begonnen worden, die eine Reichweite von etwa 4000 Kilometer haben wird. Auch für drahtlosen Telephonverkehr in einer Reichweite von 2000 Kilometer ist die Station eingerichtet.

Die Volksschüler die tschechische Sprache beibringt wird. Unser Brünner Kreisblatt meldet aus Zwittau: Wiederholt gab der Lehrer Rybula, der in der Knabenschule tschechischen Unterricht erteilt, Anlaß zu berechtigten Klagen der Schüler und Eltern. Außer dem Stolz, mit dem er die Schüler, oft ohne den mindesten Grund zu haben, bestraft, besitzt er noch die Eigenschaft, im Zwidern und Praxen eine besondere Vorliebe zu zeigen. Die Schüler jammern daher schon, wenn die tschechische Unterrichtsstunde naht. Man sollte annehmen, daß die Herren Lehrer schon längst von diesen veralteten Einrichtungen, dem Schwingen des Haslinger, Abstand genommen haben, da der Unterricht im jetzigen Zeitalter nach neueren Methoden ein-

richtet sein sollte. Es ist bemerkenswert, wenn es noch immer Jugendbildner gibt, die an den erniedrigenden Einrichtungen festhalten und mit dem Stolz den Schülern die Kenntnisse und das Wissen beibringen wollen.

Christlichsoziale Berichterstattung. In dem Warnsdorfer Blatte der Christlichsozialen wird über die Gemeindevahlen in Borsarlberg berichtet:

Die Gemeindevahlen in Borsarlberg. Die am 10. d. M. in Borsarlberg vorgenommenen Gemeindevahlen haben im allgemeinen keine Aenderung in der Zusammensetzung der Gemeindevertretung ergeben. Die Christlichsozialen, die in den meisten Gemeinden die Mehrheit hatten, haben diese behauptet. Die Sozialdemokraten sind in den Landgemeinden zurückgedrängt worden. In Bregenz haben die Christlichsozialen 15 (bisher 17) Sitze erhalten, die Christlichsozialen 12 (12), die Sozialdemokraten 8 (7) und die Nationalsozialisten 1 (0).

Nachdem also das christlichsoziale Blatt seinen Lesern an dem Beispiel von Bregenz die „Zurückdrängung der Sozialdemokraten“ nachgewiesen hat, tut es noch ein Uebrißes und veröffentlicht folgende Erklärung:

Der unter der Aufschrift „Gegen die Zwangsentscheidung der Schulen“ in Nr. 136 der Warnsdorfer „Volkzeitung“ vom 20. Juni 1923 erschiene Bericht über eine am 17. Juni in Reichenberg abgehaltene Elternversammlung enthielt u. a. folgende Stelle: „Der zum größten Teile aus Religionsbessern und Volkverrätern bestehende „Deutsche Lehrerbund“ ... Wegen dieser Bemerkung hatte der Deutsche Lehrerbund beim Kreisgericht in Böhm.-Leipa die Verklage eingebracht. Der Unterzeichnete erklärt: als verantwortlicher Hauptschriftleiter des genannten Blattes, daß diese unabweisbare Bemerkung ohne sein Wissen erschienen ist und bekennt die Veröffentlichung.“

Warnsdorf, am 14. Februar 1924.

Josef Gärtler.

Wer jetzt noch an der Güte der christlichsozialen Berichterstattung zweifelt, dem ist wirklich auch mit „La Ro-Neigenkaffee“ nicht mehr zu helfen.

Ein Prager Ehepaar auf der Fahrt nach Nizza beraubt. „Petit Parisien“ meldet aus Nizza, daß zwei Prager ein gewisser Otto Lusia und seine Frau, während der Fahrt nach Nizza, zwischen Mailand und Genua ihrer Schmuckkassen im Werte von 200.000 Francs beraubt worden sind.

Ein Rasin-Plan in Prag. In der letzten Sitzung der Kommission für Benennung der Gassen in Prag wurde beschlossen, das Postkafee und Postkafee namentlich von der Palacka-Brücke bis zur Friedova Allee in Podol und die hier projektierte Brücke mit dem Namen des verstorbenen Finanzministers Dr. Rasin zu benennen.

Poststatistik. Eine soeben erschiene Statistik des Post-, Telegraphen- und Telephonwesens in der Tschechoslowakischen Republik für das Jahr 1922 gewährt einen Ueberblick über die von Jahr zu Jahr fortschreitende Entwicklung und die Leistungen dieses für jeden einzelnen so ungemein wichtigen Faktors im gesamten Wirtschaftsleben. Einige Zahlen: Auf einen Umkreis von 90 Kilometer entfällt eine Postanstalt; sie besorgt den Dienst für 256 Einwohner. Im ganzen besitzt die Republik 4605 Postanstalten gegen 4614 im Jahre 1921. Durch diese Anstalten wurden 749.534.760 Briefsendungen befördert, darunter 231.961.776 Zeitungsendungen, 21.603.566 Wertbriefe und Paketendungen usw. Von den 48.581.416 für Europa bestimmten, im Inlande ausgehenden Briefen, ging die weitestgehende Anzahl nach Deutschland (16.158.220), dem Oesterreich mit 15.856.828 folgt. Für Asien waren 198.068 Briefe bestimmt, und zwar die größte Anzahl für Britisch-Indien. Unter den 121.420 nach Afrika ausgehenden Briefen stand Ägypten als Bestimmungsland im Vordergrund, 3.919.292 Sendungen wurden nach Amerika befördert. Im Inlande trafen aus Europa 63.575.460, aus Asien 155.740, aus Afrika 112.580, aus Amerika 4.236.492, aus Australien 19.188, im ganzen 68.099.460 Briefsendungen ein. — Die Gesamtlänge der Telegraphenlinien beträgt 20.796,9 Kilometer, die Gesamtlänge der Telegraphendrähte 126.826 Kilometer. Die Republik besitzt 3088 Telegraphenstationen. Was die Gesamtzahl der expedierten Telegramme anbelangt, zeigt die Statistik die nicht gerade geringe Zahl von 20.343.510 Stück, die Gesamtsumme für ausgegebene Telegramme betrug 72.597.918 K. Auf 1000 Einwohner entfallen also 371 ausgegebene und 398 angekommene Depeschen. — 1419 Orte besitzen öffentliche Sprechstellen. Die Linielänge der Lokalnetze beträgt 14.613 Kilometer, die Drahtlänge 107.416 Kilometer. Lokalgespräche wurden 109.014.298mal geführt, interurbane Gespräche 7.567.730. Auf eine öffentliche Sprechstelle entfallen 7782 Einwohner, auf 1000 Einwohner entfallen 12.977 Gespräche. — Im Postschekamt wurden 67.849.658.496 K. eingezahlt und 76.809.020.220 K. ausgezahlt. — Die Einnahmen des Telephonverkehrs betragen 121.110.539 K. für ausgegebene Telegramme 72.597.918 K. Die Gesamteinnahmen im Jahre 1922 betragen 902.277.474 K., denen 863.494.872 K. an Gesamtausgaben gegenüberstehen.

Nestnahme eines Auwelenräubers. In den Auwelenkassen des Eduard Kubenidcl in Prag-Alstadt kam Donnerstag der 23jährige wohnungs- und beschäftigungslos Wilhelm Chrental und wollte einen goldenen Chering verkaufen. In dem Momente, als die Frau des Auwelenkassiers dem Chrental den bereits vereinbarten Geldbetrag einhändigen wollte, ergriff derselbe einen Ständer mit Goldwären und entfloß. Der Dieb trachtete unter den zahlreichen Passanten der Hlnergasse zu verschwinden; doch wurde auf die Hilferufe der Kubenidcl die Verfolgung des Täters sofort aufgenommen und dieser schließlich festgenommen. Von den gestohlenen Sachen — 17 Ringe und drei goldene Armbänder — hatte

Chrental auf der Flucht 15 Ringe in den Schnee geworfen, die später von den Passanten aufgefunden und der Eigentümerin übergeben wurden.

Vollversammlung in Přeburg. Sonntag den 24. Febr. findet im Saale „zum goldenen Hirschen“ in Přeburg eine Vollversammlung statt. Referent: Genosse Heinrich Kalmár. Die Versammlung ist von der deutschen sozialdemokratischen Partei in Přeburg einberufen.

Die Kämpfe in der Pfalz. Der Sozialdemokratische Parliamentsdienst meldet über die Kämpfe in der Pfalz folgende Einzelheiten: In Birmanasens sammelten sich am Dienstag bereits Vormittags vor dem Bezirksamtgebäude, in dem die Separatisten in einer Stärke von 40 Mann lagen, eine große Menschenmenge, die den Abzug der Fremdlinge verlangte. Die Separatisten weigerten sich und schossen, als die Menge Anstalt machte, in das Gebäude einzudringen, in die Maffehohle es mehrere Verwundete gab. Für kurze Zeit zerstreute sich die Menge, erschien aber bald wieder, mit Alexen, Krügeln usw. bewaffnet, an der Spitze die Freiwillige Feuerwehr und der Bürgerwehr. Die Separatisten hatten in der Zwischenzeit zu ihrer Sicherheit Barrikaden um das Gebäude errichtet, so daß ein erster Versuch, das Gebäude zu stürmen, und die Separatisten mit Hilfe der Feuerwehr herauszuholen, mißlang. Daraufhin schleppte die Volksmenge Benzin heran und zündete die Barrikaden an; das Feuer griff auf das Bezirksamt über, das bald in Flammen stand. Erst jetzt erklärten sich die Sonderbündler zum Abzuge bereit, die Menge war aber, zumal durch die Verwundungen in ihren eigenen Reihen, so empört, daß sie sich auf keine Verhandlungen mehr einließ, sondern jeden einzelnen der fluchtenden Separatisten niederschlug. Zwischen denjenigen, die mit Hilfe der Feuerwehrleitern in das brennende Gebäude eingingen waren, und den Separatisten entspann sich inmitten des Flammenmeeres ein fürchterlicher Kampf. Die Leichen der beim Verlassen der Gebäude erschlagenen Separatisten wurden vielfach wieder in das Feuer zurückgeworfen. Von den rund 40 Separatisten wurden auf diese Weise 28 im Laufe des Abends und der Nacht getötet, als einer der ersten, der sogenannte Regierungskommissar der Primajenser Sonderbündler Schwarz, sein Sohn und sein Adjutant. Auch auf Seiten der Bevölkerung sind nicht weniger als 8 Tote zu verzeichnen, unter ihnen ein praktischer Arzt, der den Verwundeten Hilfe leistete. Das Gebäude selbst, in dem auch der Sitz des französischen Bezirksdelegierten war, ist im Laufe der Nacht vollkommen ausgebrannt. Zur Verstärkung der französischen Besatzung trafen in den Morgenstunden Infanterie und Marrokaner aus Zweibrücken ein. Während des Kampfes hielt sich die französische Besatzung vollkommen zurück und griff in keiner Weise ein. Inzwischen ist über die Stadt die Nachtsperrung von 7 Uhr abends bis 5 Uhr morgens verhängt worden; auch die Alleenbrücke zwischen Ludwigshafen und Mannheim wurde wieder gesperrt. — Ähnlich wie in Birmanasens hat auch in Kaiserslautern die Bevölkerung am Mittwochmorgen einen Angriff, zu dem das Zeichen durch die Glocken der Kirchen gegeben wurde, auf die im Bezirksamt befindlichen Separatisten unternommen. Sämtliche Geschäfte und Fabriken sind geschlossen. Der Kampf, der hier unternommen ist, wurde deshalb besonders kritisch, weil im Gegenzug zu Birmanasens marrokanische Truppen eingriffen, um das Bezirksamt, das gleichzeitig Sitz des französischen Bezirksdelegierten ist, zu schützen. Es hat den Anschein, als ob in der ganzen Pfalz eine Aufstandsbewegung einsetzt, um die Separatisten überall da, wo sie noch nicht freiwillig abgezogen sind, aus dem Lande zu verjagen. Auch auf Kaiserslautern sind aus den umliegenden Orten größere Menschenmengen im Anmarsch.

Die Rübungen im Jisar. Donnerstag fand im Nabalast in Berlin in Anwesenheit zahlreicher Diplomaten und Minister die Uraufführung des ersten Teiles eines großen Filmes „Die Rübungen“ statt. Der erste Teil behandelt die Siegfried-Sage. Die Fertigstellung des Filmes kostete die Ufa zweieinhalb Millionen Mk. Der Erfolg war ein großartiger, so daß mehrere Käufe mit ausländischen Interessenten abgeschlossen wurden.

Russische Arbeiter für die deutschen Kinder. In Kiew hat sich eine Liga zur Hilfeleistung für deutsche Kinder gebildet. Derselben sind 4000 Arbeiter beigetreten. Die eingeleitete Sammlung ergab 2000 Goldrubel. Die Bauern des Schweschenower Bezirks lieferten 90 Pud Brotgetreide.

Die Arrangements des Attentats gegen den Budapest Elisabethstädter Klub. Die Budapest Polizei teilt mit, daß die Untersuchung des am 3. April 1922 im Elisabethstädter Klub verübten Attentats erfolgreich abgeschlossen wurde. Dieses Attentat geschah unter der Initiative von Josef Marfi und ist nach den von ihm entworfenen Plänen ausgeführt worden.

Wetterbericht vom 15. Febr. Die Hauptdepression hat sich vom westlichen zum östlichen Mittelmeer verlagert, ihre nördliche Randböschung reicht noch immer durch die Elbengebiet nach Polen. Die Temperaturunterschiede zwischen dem Westen und dem Osten der Republik halten an. Donnerstag nachmittags hatte Eger — 6 Grad Celsius, Hof — 7 Grad Celsius, Freitag früh Eger — 10 Grad Celsius, Buda-Pest — 2 Grad Celsius. Die Schneefälle waren am ergiebigsten in Südmähren und in der Westböhmer Nord- und Südwesteuropa bildet sich ein Hochdruckband. — Wahrscheinliches Wetter von heute: Westen der Republik: Abnehmende Bewölkung, Zunahme der Kälte. Osten der Republik: Veränderlich, Schneehauer, Temperaturabnahme, später Besserung.

Zum Dresdener „Hinkemann“-Stand. Die Dresdener Stadtverordnetenversammlung beschäftigte sich in ihrer donnerstägigen Abendsitzung mit zwei Anträgen, betreffend das Tollereich Schauspiel „Hinkemann“.

stehen in Südbrasilien nur noch in ganz beschränktem Maße zur Verfügung. Auf ihnen sind die europäischen Einwanderer meist nicht gut vorwärts gekommen.

maschine das Feld, allerdings in den verschiedensten Ausführungsformen, aber immer mit niedrigem Dampfdruck von höchstens zwei Atmosphären arbeitend.

neun Atm. Der Kohlenverbrauch fiel auf 0,65 Kilo und bald erreichten die Bemühungen des Direktors des Germanischen Lloyd, Otto Schick, durch geistvoll durchdachte Methoden, daß sich bei Maschinen und Zylindern die Vibrationen fast ganz vermeiden ließen.

Kleine Chronik.

Zur Auswanderungsfrage.

Möglichkeiten für unbemittelte Auswanderer.

Das bedeutendste Ventil für die europäische Auswanderung ist für einige Zeit so gut wie geschlossen. Die für das Fiskaljahr 1923/24 zugelassenen drei Prozent der in den Vereinigten Staaten fremdgeborenen Nationalitäten sind nahezu sämtlich erschöpft.

Ausföher. Die amerikanische Handelskammer für Automobile veröffentlichte vor kurzem Zahlen über den Umfang der amerikanischen Autoherstellung und über die Bedeutung der Automobilindustrie für andere Industriezweige.

1871 stattete der Norddeutsche Lloyd die „America“ mit einer Zweifach-Expansionsmaschine aus; man blieb aber oft dem einmal eingeschlagenen Wege nicht stehen.

Die Entwicklungsenergie dieser Art deutschen Erfindungsgeistes wurde 1914 durch den Weltkrieg jah unterbrochen und mit Wiederaufnahme des deutschen Schiffsverkehrs nach Übersee im Jahre 1920 und 1921 mußte den veränderten Verhältnissen Rechnung getragen werden.

Aus Natur und Technik.

Deutschlands Fortschritte im Schiffsmaschinenbau.

Mit dem Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte, die der Versailles Friedenvertrag dem besiegten Staat bis auf wenige kleine Seebüdderdampfer entzieh, galt es, höchste technische Leistung hervorzu bringen, um den Wettbewerb mit dem Ausland nur einigermaßen wieder aufzunehmen.

Nach vergeblichen Versuchen, ein Kesselmaterial zu erzeugen, das höherem Druck als stehes Atm. zu widerstehen vermochte, gelang es 1881 dem Engländer Kirk, mit aus Stahl erbauten Kesseln die erste Dreifach-Expansionsmaschine auf dem Dampfer „Aberdeen“ in Betrieb zu setzen.

Diesen Fortschritt hat sich die Hamburg-Amerika Linie sofort beim Bau ihrer beiden ersten großen Passagier- und Frachtdampfer — dem „Albert Ballin“ und der „Deutschland“ — angeeignet.

Thores gefährliche Freite.

Von Björnsterne Björnson.

Als Ablang eine erwachsene Dirne war, gab es in Husaby nicht mehr viel Frieden. Die hübschesten Burschen des Kirchspiels rauchten und schlugen sich jetzt dort Nacht für Nacht.

wehe ums Herz. Und am ersten Samstag abend eilte einer immer schneller als der andere hinauf. Aber noch schneller ging es wieder hinunter, denn oben bei der Zehnhütte stand ein Bursch hinter der Tür, und dieser empfing jeden, der kam, und wirbelte ihn derraufen im Kreise herum, daß er für immer der Worte gedachte, die ihm dabei zugerufen wurden: „Komme ein andermal, dann sollst du mehr erhalten!“

Bruder. „Hier kommt der Dritte,“ sagte der alte Knud und stürzte sich auf ihn. In der Gefahr nahm Thores Kraft zu; er war geschmeidig wie eine Weidengerste und schlug zu, daß seine Gegner es fühlen; er schlüpfte ihnen unter den Armen hindurch und duckte sich; wo der Schlag hinsiel, war er nicht; wo sie es nicht erwarteten, traf sie seine Faust.

die Bergbaldeu hinfior und droben jodelte jemand; — hätte seine Mutter nicht im Zimmer gefessen, so würde er vor Ungeduld geweint haben. Der Mittwoch kam und er lag noch immer; den Donnerstag begann er sich darüber zu wundern, ob er nicht bis zum Samstag wieder gesund sein könnte, und am Freitag war er wieder auf.

tern saugt die Betriebspumpe und drückt das Öl nach den einzelnen Flammröhren, in denen es durch die Zerstücker zerstäubt wird und unter Zuführung der von den Gebläsemaschinen geblähten Luft zur Verbrennung gelangt.

Die für den Betrieb der Maschinen und Kesselanlage erforderlichen Hilfsmaschinen und Apparate sind im Maschinenraum und in dem angrenzenden Hilfsmaschinenraum zwischen Maschinen- und Kesselraum aufgestellt. Die elektrischen Maschinen sorgen für den erforderlichen Kraft- und Lichtstrom. Um den Abdampf der Hilfsmaschinen möglichst nutzbringend zu verwerten, sind ein Wasservorwärmer und ein Oberflächenvorwärmer, sowie eine Abdampfverdampfanlage eingebaut.

Für die Rückgewinnung des im Abdampf befindlichen Deles sind besondere Abdampfpöler sowie eine Destillationsanlage vorgesehen. Das in die Blöge fließende Maschinenöl wird ebenfalls durch eine Destillationsanlage wieder zurückgewonnen. Die gesamte Maschinen- und Kesselanlage ist nach den Gesichtspunkten möglichst großer Sparsamkeit in bezug auf Kohlen- und Delloverbrauch aufgebaut.

Inwieweit die fortschreitende Entwicklung des Dieselmotors die Dampfschiffahrt ernstlich gefährdet wird, läßt sich heute noch nicht endgültig beurteilen.

Volkswirtschaft. Psychotechnik.

Neue Methoden kapitalistischer Profitwirtschaft.

Seitdem das Proletariat nicht mehr gewillt ist, sich nach Willkür von den Unternehmern ausbeuten zu lassen, sucht das Kapital nach neuen Methoden, welche dazu beitragen sollen, die aus dem Widerstand der Arbeiter sich ergebenden Verluste wettzumachen.

Wenn alle Mittel dazu versagen, dann muß die Wissenschaft, die ja ihre Dienste stets dem Kapitalismus zur Verfügung stellte, eingreifen, die „Rentabilität“ der Betriebe verbessern. So ist in den letzten Jahren eine neue Wissenschaft entstanden, welche den Namen „Psychotechnik“ führt. Die Aufgaben dieser Wissenschaft sollen nach einem Vortrag des Herrn Dr. Piorowsky, welcher denselben in Trautau vor einem großen Auditorium von Industriellen und Betriebsauschüssen hielt, darin enthalten sein, daß jeder Arbeiter nach seiner Eignung geprüft und dementsprechend auch verwendet werden soll. Zu diesem Zwecke sind eine ganze Anzahl von technischen Einrichtungen geschaffen worden, welche diese Prüfungen erleichtern, indem sie das Ergebnis peinlichst genau registrieren.

Man prüft die Sehkraft, das Gehör, die Geselligkeit der Hände, der Füße. Man konstatiert die verschiedenen Charaktereigenschaften und Fähigkeiten des Arbeiters, z. B. die Angst, Erregung, Einschluffähigkeit, Initiative, Abschlußfähigkeit von Schnelligkeit und Entfremdung, Kraftleistung, Ausdauer, Ermüdbarkeit, Kombinationsfähigkeit, Gedächtnis usw. Nach genauer Konstatierung der verschiedenen Eigenschaften jedes einzelnen Prüfobjekts (Arbeiters), soll seine Anstellung zu der oder jener Arbeit erfolgen.

Nun ist es notwendig, die Frage aufzuwerfen, wie sich die Arbeiter, d. h. die Versuchssobjekte selbst zu dieser Angelegenheit stellen.

Wir müssen anerkennen, daß die Eignungsprüfung des Arbeiters unter gewissen Voraussetzungen in der Entwicklung der Betriebstechnik einen Fortschritt bedeutet, weil schließlich die Forderung, daß jeder Arbeiter an den Platz gehört, für welchen er sich psychisch und physisch am besten eignet, im Sinne der wirtschaftlichen Fortentwicklung ist. Trotzdem müssen die Arbeiter gegenüber der bürgerlichen Wissenschaft auch auf diesem Gebiete einen kritischen Standpunkt einnehmen, denn während der bürgerlichen Wissenschaft der Arbeiter ein Objekt in der kapitalistischen Profitwirtschaft ist, ist er für Sozialismus ein handelndes Subjekt. Der Mensch ist keine Maschine, der man durch Hinzufügen eines verbesserten Schwungrads oder dergleichen eine erhöhte

Leistung abringt. Es ist wohl möglich, nach den Methoden der Psychotechnik bis zu einem bestimmten Grade höhere Kräfte — oder Geschicklichkeitsleistungen zu erzielen, doch darf man dabei nicht vergessen, daß in der Konstitution des Menschen eben nur eine ganz bestimmte Menge von Energie (Kraft) vorhanden ist, und daß jede Mehrleistung über diese hinaus, auf Kosten des Körpers geschieht. Daraus ergibt sich ein weiterer Verbrauch der vorhandenen Kräfte, was letzten Endes die rasche Abnutzung des Körpers und das frühzeitige Sterben des arbeitenden Menschen zur Folge hätte. Bei der gegenwärtigen Lebenshaltung der Arbeiter, die durch Arbeitslosigkeit und Lohnabbau gesunken ist, bei der Unterernährung, die eine Generation von gebrechlichen, schwachen Menschen hervorbrachte, würde es Spott und Hohn für die Arbeiter bedeuten, wenn man allen Ernstes daranginge, ein derartiges „Antreibesystem“ zu verwirklichen.

Schon gibt es in Deutschland eine ganze Reihe derartiger Versuchsanstellungen. Selbst die Reichsbahn hat sich dieses Hilfsmittel kapitalistischer Methoden angeeignet. Auch bei uns in der Tschechoslowakei beschäftigen sich bereits große Unternehmungen mit diesen Problemen und haben sich zu diesem Zwecke Fachmänner aus Deutschland herbeschrieben. Man scheint im Lager der Psychotechniker wenig darauf bedacht zu nehmen, daß Voraussetzung für größere Leistungsfähigkeit vor allem ein gesunder, gut genährter Körper ist.

Es ist Aufgabe der Gewerkschaften und insbesondere der Betriebsauschüsse, die Frage der Psychotechnik aufmerksam zu verfolgen, praktische Erfahrungen zu sammeln und den Auswüchsen dieser Neuerung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten.

Steuerfragen in Rußland.

Der russische Rätekongress hat sich auch mit der Finanzlage und dem Steuersystem der Sowjetunion beschäftigt. Als wichtigste Aufgabe für den immer noch nicht erreichten Ausgleich des Reichsbudgets wird in der Resolution des Kongresses neben der Beschleunigung der Währungsreform eine weitere Reform des Steuerwesens, eine solidere Durchverteilung der Reichs- und Provinzialerträge und eine Steigerung der Einnahmen nichtsteuerlicher Charaktere aus Betriebsverwaltungen, Wäldern usw. bezeichnet.

Die Steuerreform soll in der Ausarbeitung einer planmäßigen Einkommen- und Vermögenssteuer mit Staffeltarif bestehen. Als besonders wichtig wird die Durchführung dieser Steuer für den bäuerlichen Besitz bezeichnet. Die Zahl der örtlichen Steuererlässe soll möglichst eingeschränkt und die Fälle der Abgaben (indirekten Steuern) übersichtlicher gestaltet werden. Die Ausgestaltung der Besteuerung des bäuerlichen Besitzes ist als Weiterführung der 1921 begonnenen Umwandlung der Requiritionen in eine Naturalsteuer und deren spätere Verwandlung in eine Geldsteuer gedacht.

Die Fälle, Unübersichtlichkeit und auch unerträgliche Höhe der in Sowjetrußland, vor allem in den Städten bisher erhobenen Steuern, veranlaßt den Kongress, besonders die Nachprüfung aller Einnahmen der staatlichen Betriebe und Unternehmungen zu verlangen. Dabei soll genau wie bei den Steuern ein genauer Finanzausgleich zwischen örtlichen und zentralen Instanzen (Reich, Länder und Gemeinden nach deutschem Sprachgebrauch) durchgeführt werden. Dieser Finanzausgleich ist in Rußland weder für das Steuersystem noch für die Verwaltung der staatlichen Industrie bisher in ausreichendem Maße grundsätzlich erfolgt. In dieser Beziehung sucht die Arbeit zur Ausbalanzierung des Staats und zur Vermeidung neuer Steuerlasten auf Größen, die vorläufig noch unbekannt sind. Die Festlegung der Bilanzen der staatlichen Wirtschaftsbetriebe unter dem Gesichtspunkt, daß der Staat aus diesen Betrieben Einnahmen benötigt, wird die ohnehin schon schwierige Lage

der russischen Staatsindustrie nicht bessern. Besonders deutlich verweist die Resolution des Rätekongresses auf die Notwendigkeit, die Ertragnisse der russischen Waldwirtschaft zu steigern. Bestimmte Pläne und Projekte zur Erweiterung des Durchschlags in der Steuerhebung enthält allerdings die Resolution des Kongresses noch nicht. Die Einzelheiten werden der Ausführung durch die zentralen Ministerien überlassen. Es wird sich sehr bald zeigen, welchen Erfolg die Sowjetregierung bei dieser, auch aus politischen Gründen außerordentlich wichtigen Arbeit wird aufzeigen können.

Internationaler Genossenschaftstag in Prag.

Der Internationale Genossenschaftsbund hat den internationalen Genossenschaftsausschuß für den 21. bis 23. März nach Prag einberufen. Unter anderem wird über die internationale Genossenschaftsausstellung in Gent und einzigen Organisationsfragen verhandelt. Am 24. März tritt dann der internationale Genossenschaftsbund zusammen, wobei die Frage der Errichtung einer internationalen Genossenschaftsbank erörtert werden soll. Dieser Plan ist seinerzeit auf dem internationalen Genossenschaftskongress in Basel aufgetaucht und auf der Konferenz in Luxemburg am 30. September 1923 erörtert worden. Die internationale Genossenschaftsbank soll dazu dienen, eine Stütze der in verschiedenen Ländern befindlichen Genossenschaftsbanken zu werden.

Die Tagesordnung des Internationalen Genossenschaftskongresses vom 2. bis 7. Juni 1924 in Wien ist folgende: 1. Eröffnungsrede des Präsidenten. 2. Wahl der Mandatsprüfungskommission und anderer Kommissionen. 3. Geschäftsbericht des Büros, Kassabericht und Bericht der Revisoren. Berichterstatter: Joh. Saffner. 4. Statutenänderung. Berichterstatter: J. W. Brown. 5. Organisatorische Verbindung zwischen I.G.B. und Internationalen Berufssekretariaten. Berichterstatter: J. Dudgee. 6. Erledigung der eingebrachten Anträge. 7. Die Stellung des I.G.B. in der internationalen Arbeiterbewegung. Berichterstatter: Th. Leipart. 8. Die Internationale soziale Gesetzgebung. Berichterstatter: J. Dudgee. 9. Internationaler Kampf gegen Krieg und Militarismus. Berichterstatter: L. Jouhaux. 10. Der internationale Kampf um den Achtstundentag: a) Die Angriffe der Unternehmer und Regierungen. b) Die Verteidigungsmittel der Arbeiterklasse einschließlich der Betriebsrätefrage. Berichterstatter: C. Mertens. 11. Wahlen. a) Wahl der Länder, aus deren Vertretern sich der Vorstand zusammensetzen wird. b) Wahl der Mitglieder des Vorstandes. c) Wahl der Mitglieder des Büros. d) Wahl der internationalen Sekretäre. e) Wahl des Landes, in dem der nächste Kongress stattfinden soll.

Vor Handelsvertragsverhandlungen mit Jugoslawien. Wie das Belgrader Regierungsorgan „Samouprawa“ berichtet, werden unmittelbar nach der Beendigung der Handelsvertragsverhandlungen mit Italien, die Verhandlungen mit der Tschechoslowakischen Republik aufgenommen werden, um die bestehenden provisorischen Handelsübereinkommen durch einen definitiven Handelsvertrag zu ersetzen. Hierbei wird besonders für die endgültige Regelung der Weineinfuhr nach der Tschechoslowakei, bzw. der Biereinfuhr nach Südschlesien zugewendet werden.

Eine neue Steuerneuerordnung in Deutschland. Die deutsche Reichsregierung hat nach dem Scheitern endloser Verhandlungen mit den Parteien des Reichstages sich am letzten Tage entschlossen, die heftig umkämpfte dritte Steuerneuerordnung noch auf dem Wege der Verordnung durch das Ermächtigungsgesetz herauszugeben. Die Verordnung bedeutet gegenüber dem ersten Entwurf eine wesentliche Verschlechterung. Der Mehrbedarf von 600 Millionen Goldmark wird nach dieser Verordnung ausschließlich durch Belastung der breiten Massen und durch eine wesentliche Erhöhung der Mieten herausgebracht. Besonders gefährlich sind in der Verordnung eine Reihe von Bestimmungen, welche die Gefahr aufkommen lassen, daß ein Teil des erhöhten Mieterrates nicht der Dessenlichkeit, sondern den Hausbesitzern zugute kommen wird. Es ist jetzt schon klar, daß gegen diese Form der Steuerneuerordnung die sozialdemokratische Reichstagsfraktion sofort bei Wiedervereintritt des Reichstages einen heftigen Kampf eröffnen wird.

Gesetzliche Arbeitspflicht in Bayern? Das bayerische Generalstaatskommissariat gibt durch die amtliche Pressestelle der Staatsregierung der Dessenlichkeit Kenntnis von dem Gesetzentwurf über die Einführung der staatlichen Arbeitspflicht in Bayern. Der Entwurf ist den Ministerien bereits zur Würdigung unterbreitet worden. Als Dauer der Arbeitspflicht ist für Männer die Zeit vom 20. bis 30. und für Frauen die Zeit vom 18. bis 25. Lebensjahre, als Dauer des Arbeitsdienstes für Männer ein Jahr und für Frauen ein halbes Jahr vorgeschlagen. Die regelmäßige berufliche Ausübung darf durch den Arbeitsdienst keine Unterbrechung erfahren. Wer für den Unterhalt bestimmter Angehöriger zu sorgen hat, ist von der Arbeitspflicht befreit. — Nachdem die Befugnisse des Generalstaatskommissariats in der Hauptsache auf die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung beschränkt sind, ist an die Verwirklichung dieses Gesetzentwurfes nicht mehr zu denken. Dies dürfte auch die Auffassung innerhalb der bayerischen Regierung sein.

Keine Verlängerung der Arbeitszeit in Frankreich. Die französische Kammer lehnte mit 326 gegen 217 Stimmen den Nachtragsantrag Forquerois ab, in dem u. a. die Aufhebung einer unverzinslichen Verloofungsanleihe, die Erhöhung der Arbeitszeit auf 9 Stunden,

die Aufhebung der Einfuhrzölle auf Getreide und anderes gefordert wurde.

Frankreichs Ausverkauf. Der geschäftsführende Ausschuß der Vereinigung der französischen Handelskammern im Ausland, in den Kolonien und Schutzgebieten hat eine Resolution angenommen, in der behauptet wird, die augenblicklichen umfangreichen Käufe, die das Ausland zur Zeit in Frankreich vornehme, seien weniger auf politische als auf kommerzielle Gründe zurückzuführen und besäßen nur vorübergehenden Charakter. Da aber die französischen Warenlager nicht erschöpft werden dürfen, soll die französische Regierung die Handelskammern und die Wirtschaftsverbände auffordern, die Gefahr eines allzu leichten Verkaufes an Gelegenheitskäufern abzumachen und sie darauf hinzuweisen, daß jeder Kaufmann und Industrielle die Pflicht habe, dem Lande die Waren des laufenden Bedarfs zu erhalten und ihre natürlichen, gewohnheitsmäßigen Absatzmärkte im Ausland um ihren Anteil nicht zu verkürzen.

China und die Verwendung von weihem Phosphor. Das Internationale Arbeitsamt hat die Nachprüfung erhalten, daß die chinesische Regierung dem Berner Übereinkommen über das Verbot der Verwendung von weihem Phosphor in der Erzeugung von Zündhölzern zugestimmt hat. Dieser Schritt der chinesischen Regierung ist besonders bemerkenswert, denn er zeigt wieder an, welche großen Einfluß die Internationale Arbeitsorganisation auf die orientalischen Länder ausübt. Das Berner Übereinkommen über das Verbot der Verwendung von weihem Phosphor in der Zündholzindustrie war bis zum Kriegsausbruch bloß von zehn Ländern ratifiziert worden. Nach dem Kriege empfahl die Internationale Arbeitskonferenz von Washington im Jahre 1919, daß alle Mitgliedsstaaten der Arbeitsorganisation dieses Übereinkommen ratifizieren sollten, falls sie es noch nicht getan haben. Der Empfehlung der Washingtoner Konferenz haben seitdem 13 Staaten Folge geleistet. Es befinden sich darunter drei asiatische Staaten, nämlich außer China noch Indien und Japan.

Kunst und Wissen.

Spielplan des Neuen Theaters. Heute Samstag nachmittags Urania-Klassiker-Vorstellung „Soffmanns Erzählungen“, abends neuinstudiert „Die Schauspieler des Kaisers“, hierauf „Schneider Fips“, morgen Sonntag 2 1/2 Uhr Nachmittagsvorstellung zu ermäßigten Preisen „Die Bajadere“, abends (Ab. aufgeh.) vollstämmliche Vorstellung zu ermäßigten Preisen „Aida“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Heute Samstag die neuinstudierte Räude-Operette „Der Bettler aus Dingsda“, Sonntag 2 1/2 Uhr „Der Mustergatte“, abends 7 1/2 Uhr Premiere „Solandras letztes Abenteuer“.

Die morgigen Vorstellungen im Neuen Theater zu ermäßigten Preisen. Für die morgige Nachmittagsvorstellung, die Kalmans „Bajadere“ bringt, und für die Abendvorstellung von „Aida“ sind ermäßigte Preise festgesetzt.

Nächste Arbeitervorstellung „Elion“. Als nächste Arbeitervorstellung gelangt kommenden Sonntag, den 24. Febr. im Neuen Theater, halb 3 Uhr die Vorstadtsprende „Elion“ zur Aufführung. Für diese Vorstellung sind ermäßigte Preise angelegt. Kartenerwerb bei Optiker Genossen Teufel, Graben 25, Kleiner Basar.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Rechenmaschinen, I. Edgarr, Reljanzka Lu. 2535

VIII. Prager Frühjahrs-Messe vom 16. bis 23. März 1924. Legitimationen à Kc 25.- Prag I., Altstädler Rathaus.

Herausgeber: Dr. Ludwig Czech und Karl Cermak. Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Rieher. Druck: Deutsche Zeitungsgesellschaft, Prag. Für den Druck verantwortlich: O. Polik.

Kuh & Kretsch 1476
Likörfabrik
Teplitz-Schönau.

Kalla's Bratheringe
Fischkonserven, Bücklinge.



Zu beziehen durch die Großverkaufsgesellschaft für Konsumvereine in PRAG II., Fügnerovo nám. 4.

Boot vom Lande ab und ruderte um die Landspitze herum.

Nach vollbrachter Tagesarbeit sah Aslaug oben auf der Alm. Sie dachte daran, daß Thore diesen Abend nicht kommen könnte, daß aber an seiner Statt desto mehr andere kommen würden; deshalb machte sie den Hintergrund los und sagte niemandem, wohin sie ging. Sie setzte sich so, daß sie die Aussicht über das Tal hatte; aber der Rebel stieg empor, und sie fühlte sich auch nicht imstande, dort hinauszuschauen, denn alles erinnerte sie an ihr Schicksal. Sie wechselte deshalb den Platz und setzte sich, ohne sich etwas dabei zu denken, so, daß sie über die See blicken konnte. Es gab solchen Frieden, dieser Fernblick über die See!

Da stieg in ihr die Lust zu singen auf; sie wählte eine Melodie mit langaushaltenden Tönen und weithin schallte ihr Gesang in der stillen Nacht. Sie war selbst davon ergriffen und sang deshalb noch einen Vers. Aber da kam es ihr vor, als ob ihr aus der Tiefe jemand antwortete. „Was in aller Welt kann das nur sein?“ dachte Aslaug. Sie trat an den Rand des steilen Abhanges, schlug die Arme um die schlanke Birke, die sich zitternd über den Abgrund abwärts neigte, und blickte hinunter; aber sie gewahrte nicht Stille und ruhig lag der Fjord da, nicht ein Vogel flog über ihn hin. Aslaug setzte sich aus neue nieder und sang abermals. Da antwortete es wirklich und in demselben Ton, diesmal näher als das erstemal. „Das muß doch etwas sein!“ Aslaug stieg empor und blickte sich über die Tiefe vor. Und nun erklarte sie unten an der Felsenwand ein Boot, das angelegt hatte und sich bei der ge-

waltigen Tiefe wie eine Muschel ausnahm. Sie blickte schärfer hin und sah nun eine rote Mütze und darunter einen Busch, der an der fast senkrechten Felsenwand emporleitterte. „Wer mag das nur sein?“ fragte Aslaug, ließ die Birke los und sprang weit zurück. Sie wagte nicht, sich selbst die Antwort zu geben, denn sie wußte ja, wer er war. Sie wartete sich auf den Rasen nieder und erfaßte das Gras mit beiden Händen, als ob sie es wäre, die das Ergriffene nicht wieder loslassen dürfte; aber die Graswurzeln lockerten sich, sie schrie laut auf und fehlte den Almabhängen an, ihm zu helfen. Aber da kam es ihr in den Sinn, daß dieses Unternehmen Thores Gott versuchen hieße und er deshalb keine Hilfe erwarten dürfte. „Nur dieses einmal!“ betete sie, und umschlang den Hund, als ob er Thore wäre, den sie festhalten wollte; sie rollte sich mit ihm über den Rasen hin, und die Zeit schien ihr endlos zu sein.

Aber jetzt riß sich der Hund los. „Wau, wau!“ bellte er in die Tiefe hinab und wedelte mit dem Schwanz. „Wau, wau!“ sagte er zu Aslaug und legte ihr die Vorderpfoten auf den Schoß. „Wau, wau!“ grüßte er noch einmal in den Abgrund hinaus, — und nun tauchte eine rote Mütze über den Rand der Felsenwand empor, und Thore lag an ihrer Brust.

Da lag er Minuten lang, ohne ein Wort hervorzubringen zu können, und was er schließlich hervorbrachte, war auch ohne allen Verstand.

Der alte Knud Husaby sagte dagegen, als er davon hörte, ein Wort, in welchem Verstand war, denn er sagte: „Der Busch ist wert, sie zu haben, die Dirne soll die Seine sein.“